DER MARIENBOTE



Juni 1946

Inhalt

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor
Fr. J. Peters O.M.I. — Assistant Editor.

Nr. 9 Juni 1946 14. Jahrgang

Dies und Das

Unsere Priesterschule. Der Marienbote war es seit Jahren gewohnt, seine Juninummer den Neupriestern zu weihen, die jeden Juni im Oblatenseminar zu Battleford geweiht werden. Dieses Jahr haben wir in Battleford keine Priesterweihe. Die Ursache liegt ganz einfach darin, daß keine Diakone da sind, die wir weihen lassen könnten.

Als die Oblatenpatres der St. Marienprovinz vor Jahren das Priesterseminar in Battleford eröffneten, schauten Priester und Gläubige mit frohem Hoffen in die Zukunft. Unsere Katholiken, besonders jene Gruppen, die aus Rußland nach Canada kamen, waren es gewohnt, in ihren Kolonien ein eigenes Priesterseminar zu haben, in dem sich ihre Söhne auf das heilige Priestertum vorbereiten konnten.

In Battleford war unseren deutschsprechenden katholischen Kolonien des Westens so ein Priesterseminar gegeben.

Der Erfolg dieses Seminars wurde aber mit der Zeit größer als die Pläne waren. Anfangs meinten wir, daß unser Studienhaus in Battleford groß genug sei für die zwei Schulen, für das Knabenkolleg und für das große Priesterseminar, die wir brauchen. Während der letzten Jahre aber kam es anders. Es meldeten sich jeden Sommer weit mehr Knaben, als wir aufnehmen konnten. Battleford hat für ungefähr fünfzig Knaben Raum. Es stellten sich aber zum Anfang eines jeden der letzten Schuljahre doppelt so viel Schüler bei uns ein, die um Aufnahme baten.

Nichts fällt dem Provinzialoberen der St. Marienprovinz und den Leitern des Studienhauses zu Battleford schwerer als Knaben abzuweisen, die sich bei uns zum Studium melden. Jeder unserer guten Katholiken, ob arm oder reich, hat das Recht, seinen Jungen nach Battleford in die Schule zu schicken. Keinen Schüler, der sich freiwillig bei uns meldet, möchte die heilige Kirche, keinen einzigen möchten auch die Oblatenpatres wieder nach Hause schicken. Und doch mußten wir das tun, weil einfach kein Platz für alle da war.

Zur neuen Zeichnung auf unserem Deckelblatt siehe Seite 19.

So kam es, daß unser großes Priesterseminar **heute** nicht soviel Kleriker hat, als es hätte haben können, wenn mehr Schüler in unserem Knabenkolleg wären. So mancher fromme Sohn unserer Kolonisten, der Beruf zum Priestertum hatte, dem es an notwendiger Begabung gewiß nicht fehlte, und der auch Lust und Liebe zum Altardienst zeigte, mußte auf der Farm bleiben oder einen Beruf ergreifen, der ihn zwang, seine Talente zu vergraben.

Dadurch wurde unseren Katholiken ein dreifacher Schaden verursacht: Erstens sehen wir in unseren deutsch-

sprechenden katholischen Gemeinden immer noch großen und ernsten Priestermangel. Zweitens: Wir betrachten es als unsere Pflicht, jedem unserer Jungen, der Beruf und Talent zum Priestertum zeigt, auch Gelegenheit zum Studium zu geben. Daß viele unserer Knaben daheim bleiben mußten, ist, ganz offen gesagt, ein ungewolltes Unrecht, das wir alle, Priester und Gläubige, ihnen anzutun gezwungen waren. Und drittens: Wir haben die Erfahrung gemacht, daß die Söhne unserer Kolonisten hier im Westen große Intelligenz zeigen. Wir dürfen es nicht mehr zulassen, daß so viele gute Köpfe einfach auf der Farm bleiben. Das Volk, das wir Oblatenpatres der St. Marienprovinz in unseren Gemeinden versorgen, ist ein geistig hoch stehendes Volk. Daß es seine geistigen Veranlagungen noch nicht voll und ganz entwickelt hat, kommt daher, daß viel zu wenig unserer Söhne sich einem höheren Studium hingaben. Die notwendige höhere Schule, eine Schule, die über der gewöhnlichen Farm-Hochschule steht, war wohl da, aber sie war viel zu klein, um all die Knaben aufnehmen zu können, die zum Studium Talent und Liebe hatten.

Die Wichtigkeit dieses Punktes dürfen wir nicht übersehen. Unsere Buben können und müssen ebensogut Priester, Arzt, Zahnarzt, Rechtsanwalt, Politiker, Staatsbeamter werden wie jeder andere. Unsere Kolonien sind es sich selbst schuldig, daß sie Vertreter aus ihrer eigenen Mitte, daß sie ihre eigenen Söhne über die Grenzen der Farmwirtschaft hinaussenden in die leitenden Berufe der Welt. Wir dürfen kein geistig untergehendes Volk sein, wir müssen auch mit unseren Hirnen mitarbeiten an jedem Zweig der Kultur unseres Landes. Canada ist ja doch unser Land. Wir bauen das Brot Canadas. Wir unterstützen Canada mit unserer Arbeit, mit unserem Gelde, und im Kriegsfalle auch mit dem Blut unserer Söhne. Zugleicher Zeit sind wir aber auch Menschen, die nicht nur einfach Dienste leisten wollen. Wir sind es uns schuldig, daß wir selbst mitleiten. Wir wollen nicht nur politische Reden hören, wollen nicht nur Gesetze vorgeschrieben bekommen: Wir wollen mitreden und wir wollen mit Gesetze machen und canadische Kultur bauen.

Bis zum heutigen Tage haben wir nicht mitgemacht, wir haben nur getan, was andere für uns erdacht. Es waren halt viel zu wenig gebildete Männer aus unserer Mitte da, die höhere Berufe einnahmen und so mit Rat und mit Tat mitwirken konnten am geistigen und am kulturellen Aufbau unseres Landes.

Der Weg zum Ziel. Die drei soeben genannten Gründe haben den Provinzialoberen der St. Marienprovinz bewogen, neue Wege zum Ziel einzuschlagen. Das Ziel heißt: Unseren Kolonistensöhnen volle Gelegenheit zum höheren Studium zu geben. Die Battleforder Schule ist zu klein, also muß eine neue, größere Schule gebaut werden.

Um den Plan unseres Provinzialoberen ganz klar zu machen, möchten wir gleich hier eines nennen: Unser neues Knabenkolleg, das wir zu bauen im Sinne haben, wird für Studenten sein, die Lust und Liebe zum Priestertum haben. Aus Erfahrung wissen wir aber, daß nicht jeder Knabe, der in unsere Kollegien eintritt, Priester wird. Ein gewisser Prozentsatz entschließt sich vor dem Eintritt in das große Priesterseminar immer für andere Berufe. Das ist jedes Jahr und das ist auch überall so.

Wir dürfen diese Tatsache wirklich nicht als einen Mißerfolg betrachten. Im Gegenteil, wir sind heute stolz auf eine ganze Reihe von jungen Männern, die zu uns mit der Absicht kamen, Priester zu werden, die sich aber später für andere Berufe entschlossen. Die gründliche wissenschaftliche und katholisch-geistige Bildung, die sie bei uns erhielten, haben sie mit sich in die Welt genommen. Heute wirken sie im Leben als hervorragende Katholiken. Einfache Farmerbuben nehmen heute in unseren Städten führende Stellungen ein, leiten dort nicht nur in ihrem Beruf, aber auch im katholischen Leben unserer Stadtpfarreien.

Das neue Kolleg wird also ein doppeltes Ziel vor sich stehen haben: Und dieses Ziel heißt: Allen talentierten Knaben unserer Kolonien Gelegenheit zum Priesterstudium zu geben, jenen Knaben aber, die sich später für irgendeinen anderen Beruf entschließen, die beste uns mögliche wissenschaftliche und katholisch-geistige Durchbildung mit ins Leben zu geben.

Der Bau eines Kollegs kostet natürlich Geld. Um dieses Geld aufzubringen, wird in jeder unserer Gemeinden in diesem Monat eine Sammlung stattfinden. Wir alle verstehen: Für eintausend Dollar kann man kein Kolleg bauen. Auch für zwei oder für fünftausend Dollar nicht. Das große Ziel, das wir zum Wohl unserer Kolonien vor uns haben, kostet schwere Opfer. Diese Opfer aber müssen von uns allen, von Priestern und von Gläubigen, getragen werden. Es handelt sich hier ganz klar um den geistigen Aufbau nicht nur unserer Kolonien, aber auch der Kultur Canadas, an dem auch wir teilnehmen müssen. Unsere Söhne müssen als Priester, als Aerzte, als Rechtsanwälte und Staatsbeamte mitbauen. Wir wollen nicht nur zahlen, wir wollen auch mitverwalten. Darum darf von uns kein Opfer gescheut werden, das uns diesem Ziele zuträgt.

Unser neues Kolleg ist der wichtigste Schritt, der diesem Ziele entgegengemacht werden muß. Für **unsere** Söhne wollen wir **unser** Kolleg bauen, damit **unser** Geist mitschaffe an **unserer** canadischen Kultur.

Die Zeit drängt. Aus Rom wurden wir angefragt, ob wir nicht schon so weit wären, daß wir Missionare, die in Battleford geweiht wurden, in Missionsländer schicken könnten. Der Krieg hat der katholischen Kirche in Europa ungeheuren Schaden zugefügt. Während der nächsten 35 Jahre wird Europa keine Missionare ins Ausland senden können. Es wird kaum seine eigenen Pfarreien zu versorgen imstande sein. Das heißt, daß all' die vielen Missionen der katholischen Kirche, die bis 1939 meistenteils europäischer Gründung waren, der Auflösung verfallen — wenn, wie Papst

Pius XII. voriges Jahr zur katholischen Welt sprach, Amerika und Canada nicht helfend einspringen.

In Rom ist man der Ansicht, daß von jetzt ab auch Battleford wohl und gut Missionare der Kirche zur Verfügung stellen könne und müsse. Man betrachtet uns nicht mehr als „kleine Farmkolonien," Rom ist der Ansicht, daß wir jetzt reif genug sein dürften, um an größere Aufgaben heranzutreten.

Unsere Bischöfe des Westens erwarten dasselbe. Jede Diözese leidet an Priestermangel. Die Zahl der Weltpriester, die aus unseren Studienhäusern bis jetzt hervorgegangen sind, ist klein. Sie könnte aber größer werden, sobald unser Knabenkolleg mehr Studenten hätte.

Von unseren Gläubigen werden wir gefragt: Warum müssen immer andere uns alles vorreden und klarlegen?

Wir werden mehr geschulte Leute haben, sobald die Schule da ist. Und die wollen wir uns jetzt bauen. Mit „wir" meinen wir aber nicht nur die Oblatenpatres. Viele der Oblatenpatres sind Söhne unserer Katholiken. Sie sind ein Teil unserer katholischen Gruppe. Und diese ganze Gruppe, die Priester und die Gläubigen, sind gemeint, wenn hier „wir" gesagt wird.

In diesem Monat noch wird mit der Sammlung für das neue Kolleg begonnen. Heute schon ist alles vorbereitet, diese Sammlung schnell und gründlich durchzuführen. Die Katholiken jener Gemeinden, die von unseren Patres betreut werden, erfahren unseren Plan von ihrem Pfarrpriester. Wir sammeln offiziell nur in unseren eigenen Oblatengemeinden. Alle anderen aber, die mithelfen möchten am Bau unseres neuen Kollegs, können sich an den Schriftleiter wenden.

Das neue Kolleg steht unter dem Schutz Unserer Lieben Frau vom Schnee. Zu unserer Lieben Frau vom Schnee beten unsere Seminaristen seit Wochen schon um den Erfolg unserer Sammlung. Die Andacht zu unserer Lieben Frau vom Schnee wurde voriges Jahr in Battleford eingeführt. Sehr viele Katholiken, die davon gehört, haben ihre besonderen Sorgen und Plagen auf einen Zettel geschrieben, haben eine kleine Gabe beigelegt, und haben gebeten, in das ewige Novenengebet unserer Seminaristen zur Lieben Frau vom Schnee eingeschlossen zu werden.

Möge Maria uns alle unter Ihren heiligen Schutz nehmen und uns helfen, unser neues, großes Werk durchzuführen. So wollen wir alle beten in heiligem Eifer. Und wenn die Sammlung beginnt, dann heißt es nicht nur beten, aber: Bete, arbeite und opfere!

Der Schriftleiter.

Juni

Es gibt ein Rot des Verderbens und es gibt ein Rot der Erlösung. Rot ist die Farbe des Blutes. Ungehemmt floß rotes Blut, als Haß und Wut während der vergangenen Kriegsjahre über unsere Erde rasten. Mit diesem Blute wollten wir uns ein neues, glücklicheres Zeitalter erkaufen. Es kam aber nicht!

Warmes Blut floß vom Kreuze. Im Zeichen dieses Erlöserblutes steht der Monat Juni. Der ganze Monat ist dem göttlichen Herzen Jesu geweiht. Jenem Herzen, das uns den Preis gezeigt, der für jeden Frieden gezahlt werden muß. Und dieser Preis heißt: Mein eigenes Opfer und mein eigenes Blut, nicht die Opfer und das Blut anderer.

Im Monat Juni feiern wir dieses Jahr Pfingsten, das Fest des Heiligen Geistes. Rot ist die Farbe, mit der die Christenheit das brausende Leben dieses Geistes bezeichnet. Und wir wissen, was damit gesagt sein will: Neue Menschen brauchen wir, Menschen, deren Geister angefüllt sind von der Glut der opferbereitesten Wahrheit und Liebe.

Im Juni feiern wir dieses Jahr auch das Fest der Heiligen Dreifaltigkeit. Liebesglut ist das Band, das den Vater und den Sohn und den Heiligen Geist seit Ewigkeiten eint. Dieselbe Liebesglut war der Grund, daß der ewige Sohn Mensch wurde, damit wir uns miteinschließen können in den ewigen Kreislauf der Liebe, die im Dreieinigen seit Ewigkeiten rauscht und beglückt.

Im Juni feiern wir Fronleichnam, das Andenken des Liebens und des Sterbens Christi. Ein Brot wurde uns in diesem Fronleichnam gegeben, das die Menschheit in Liebe zusammenfaßt. Ein Brot, das die vielen Uneinigen eins macht in Christus, in Seiner Liebe, in Seiner Wahrheit, in Seiner Gerechtigkeit und in Seinem Frieden.

Im Juni gedenken wir der Heiligen Bonifatius, Johannes des Täufers und Petrus und Paulus. Rote Heilige sind es, denen die Treue zum Reinen und zum Edlen mehr galt als das Leben. Sie starben, weil sie rein bleiben wollten von aller Schuld der Selbstsucht.

Dieses Rot brauchen wir. Nicht das Rot Moskaus! Nicht das Rot der Selbstsucht! Nicht das Rot der Kriege!

Christus, Sohn Gottes, sende uns zu den Heiligen Geist, auf daß wir alle eins werden mit dem Vater, mit Dir, dem Sohne, und mit dem Heiligen Geiste!

Der Schriftleiter.

Die Blinde

Oberschlesische Erzählung von
P. Habraschka.

Florek Kotka war ein hübscher Bursche. Alle Mädchen des Dorfes hatten ihn gern, aber nur als Tänzer und Gesellschafter. Heiraten mochte ihn keine, denn er war ein leichtsinniger Mensch, der kein Geld in der Tasche haben durfte. Alkohol und Karten füllten seinen Lebenszweck aus.

Es war an einem Lohntag. Der Florek gab seiner fünfzehnjährigen Schwester, die ihm die Wirtschaft führte, das Kostgeld für den ganzen Monat. Mit dem Rest der Löhnung fuhr er in die Stadt, um sie dort zu verjubeln.

Florek verließ die Weinstube und trat auf die belebte Straße. Sich jagende Buben flitzten an ihm vorbei und hätten ihn bald zu Fall gebracht. Aergerlich schimpfte er auf die Bengel. Die Jungen aber kümmerten sich nicht um ihn, sondern jagten weiter und rempelten ein Mädchen an, daß es taumelte und sich an einer Hausmauer festhalten mußte.

Florek blieb stehen, denn das Mädchen war schön, so schön, daß er sein Herz schneller schlagen fühlte. Wie die Madonna, dachte er und ging näher.

Das Mädchen stützte sich noch immer an der Mauer. Die großen Augen waren starr auf ihn gerichtet. Da ergriff ihn ein seltsames Gefühl, das er sich nicht erklären konnte. Voller Mitleid trat er ganz an das Mädchen heran, weil er glaubte, daß ihm ein Leid geschehen.

„Haben die Bengel Ihnen etwas zuleide getan?" fragte er. „Kann ich Ihnen helfen?"

„Die Jungen haben mich gestoßen, und ich habe die Richtung verloren," klagte das Mädchen mit einer klangreinen Stimme, die ihn seltsam erwärmte. „Nun finde ich nicht allein nach Hause."

O Gott, sie ist ja blind! dachte er, und ihn ergriff ein großes Mitleid.

Die Blinde bat ihn mit leiser Stimme, sie nach Hause zu begleiten, weil sie, einmal aus der Richtung geworfen, sich nicht mehr zurechtfinden konnte.



Und Florek war gern dazu bereit. Er nahm ihre Hand und führte sie sorgsam durch den starken Verkehr. Sie gab ihm Straße und Hausnummer an. Immer wieder mußte er das schöne und regelmäßige Gesicht der Blinden anschauen. Mit einem ihm unbekannten Glücksgefühl lauschte er dem Wohlklang ihrer Stimme, mit der sie ihm erzählte:

„Immer gehe ich allein einkaufen, und ich finde mich zurecht. Die Blinden haben ja einen wunderbaren Tastsinn," und sie lächelte ihn an.

„Ja, ja," sagte er nur, denn das Lächeln machte ihn so glücklich.

Sie langten am Ziel an. Ihre Einladung, mitzukommen, nahm er gern an. Die Mutter der Blinden, eine alte Matrone, begrüßte ihn freundlich, und sie konnte ihm nicht genug danken, daß er sich ihrer Tochter angenommen hatte.

Florek mußte zum Kaffee dableiben. Ehrlich bewunderte er das blinde Mädchen, mit welcher Sicherheit es den Tisch deckte. Wenn ihre schönen Augen nicht den starren Blick hätten, würde er an der Blindheit zweifeln.

Ihre Mutter erzählte ihm, daß Bärbl erst im sechsten Jahr blind geworden sei. Sie war die Treppe herabgestürzt und hatte sich dabei eine schwere Gehirnerschütterung zugezogen, die auch eine völlige Erblindung zu Folge hatte.

„Ja, ich kann mich noch entsinnen, wie schön die Sonne leuchtete, und wie schön mir die Welt war," sagte das Mädchen mit einem schmerzhaften Zucken um die vollen Lippen.

Florek bewunderte dieses tapfere Mädchen. Und als er nach einigen Stunden ging, da gestand er sich, daß es die schönsten seines Lebens gewesen waren. Er durfte wiederkommen.

Eden

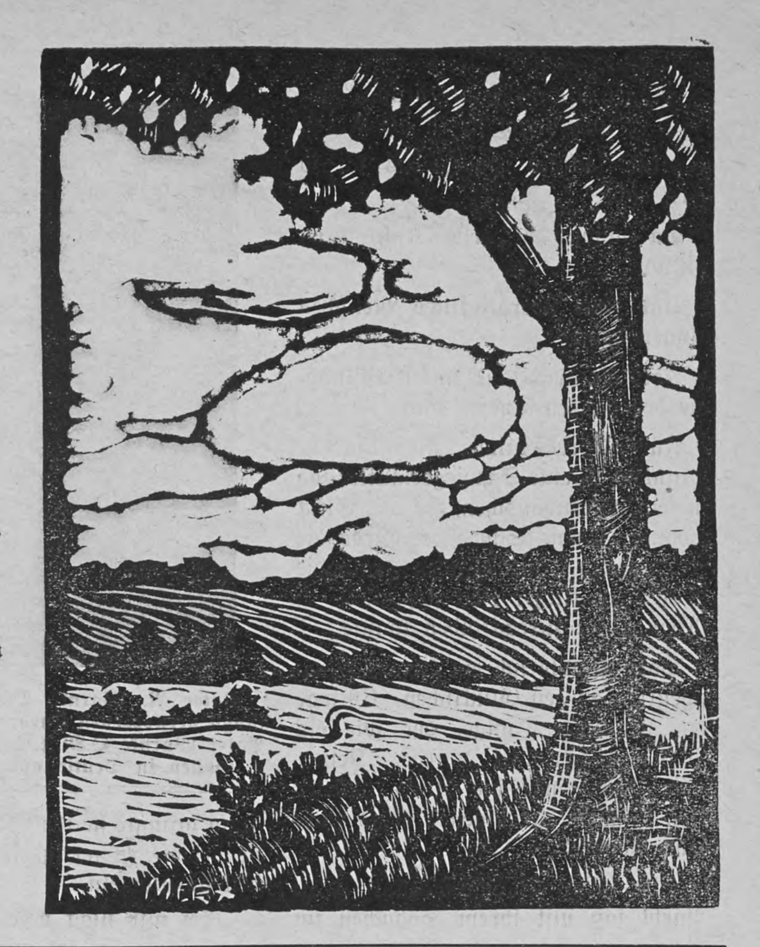
von Heinrich Federer

Ich sah in einem halbvergeßnen Traume
Den Himmel lächelnd sich zur Erde neigen,
Sein Goldgeschmeid erglühend in den Zweigen
Des Waldes und im klaren Wellenschaume.

Und aus der Wolken purpurrotem Saume
Sah ich vielhold die Engel niedersteigen,
Der tote Fels, die Blume bricht das Schweigen,
Und Lied ist alles in der Schöpfung Raume.

Und bei den Erdgebornen lebt kein müder,
Kein kranker Freund, auf gleichen Throne speisen
Am Schöpfungsmahl die unentzweiten Brüder.

Den Unsichtbaren ehren sie, der leisen,
Lautlosen Ganges durch die Gäste schreitet
Und sorglich sieht, wie alles wohlbereitet.



Mit einem schönen Lächeln hatte sie es ihm erlaubt. Und darüber war er überglücklich.

Zu Hause umarmte er sein Schwesterchen Trude, daß diese erstaunt den Kopf schüttelte. Aber sie fragte nicht. Erst beim Abendbrot erzählte er ihr die Begegnung mit dem blinden Mädchen. Und er konnte sich nicht genug tun über die Schönheit von Bärbl.

Seine Schwester freute sich. Obgleich sie noch jung war, hatte sie sofort erkannt, daß die Blinde einen Wendepunkt im Leben ihres Bruders bedeuten könnte. Sie hatte schon immer befürchtet, daß er ein ganz schlechter Mench werden würde.

Aber Florek wurde nun ein ganz anderer Mensch. Still verrichtete er seine Schicht. Dann aber eilte er oft in die Stadt, wo sich das blinde Mädchen jedesmal freute, wenn er kam. Tag für Tag pilgerten die beiden Menschen in das Wäldchen; und ihre Liebe wurde immer größer.

Eines Tages nach einem langen Schweigen ergriff Bärbl zuerst das Wort:

„Wenn ich auch blind bin, so sehe ich doch die schöne Welt. Ich weiß, wie die Aehre aussieht, die ich hier mit den Fingern betaste. Auch höre ich die Bäume rauschen, die Vögel singen. — Und da male ich mir in meiner ewigen Nacht recht sonnige Bilder.“

Lächelnd hatte sie es gesagt, aber ihr schöner Mund zuckte im Weh, daß sich sein Herz im Mitgefühl zusammenkrampfte. Da neigte er sich näher zu ihr, und eine innere Eingebung ließ ihn leise sagen:

„Bärbl, ich bin dir gut. — Laß mich deine Augen sein. Ich werde dich durch dein schweres Leben geleiten und dir die Welt malen. Meine Liebe soll dir das Licht in der Nacht sein.“

„Du liebst mich?“ jubelte Bärbl auf. „Du liebst mich?“ leise für sich mit gefalteten Händen und mit weitgeöffneten Augen lichtlos in die Ferne schauend.

„Ja, ich liebe dich. — Und du hast einen anderen Menschen aus mir gemacht. Ich wäre ohne dich vielleicht ein Lump geworden, der aus der menschlichen Gesellschaft schon ausgestoßen wäre. — Du weißt aber nicht, wie ich aussehe.“

„Warte, gleich werde ich es wissen, wie du aussiehst,“ lachte sie fröhlich auf; und langsam glitten ihre weichen Finger tastend über sein Gesicht. „Du bist ein hübscher Mann. Nur mußt du mir noch sagen, welche Farbe deine Augen und dein Haar haben. Dann werde ich dich im Geiste sehen.“

„Augen braun, Haare braun," jubelte er und nahm sie in die Arme.

„Und lockiges Haar, das ich so gern habe."

Da schloß der erste Kuß ihren Mund.

Und zwei überglückliche Menschen gingen heim.

Ihre Hochzeit fand unter Teilnahme des ganzen Dorfes statt.

Für Florek kamen überglückliche Stunden. Seine Schwiegermutter zog in sein Elternhäuschen, wo das Glück wohnte. Seine Schwester wurde die rechte Hand seiner blinden Frau, die schon nach kurzer Zeit sich allein in ihrem Heim zurechtfinden konnte.

Bald gesellte sich ein kleines Menschenkind zu den Glücklichen. Es war ein strammer Junge, der wie ein Wunder betrachtet wurde. Keiner aber ahnte, wie die blinde Mutter litt, daß sie ihr eigenes Kind nicht sehen konnte.

Ein stiller Sommerabend. Frau Bärbl saß mit ihrem Söhnchen im Garten und hing schweren Gedanken nach, während das Kind lallend nach ihrem Haar griff. Sie überhörte das Kommen ihres Mannes. Florek blieb stehen und konnte sich nicht satt sehen an dem lieblichen Bilde. Schon wollte er sie begrüßen, als sie leise ein Selbstgespräch führte, daß er weiter verborgen blieb:

„O Gott, daß ich blind bin! — Warum darf ich mein großes Glück nicht sehen? — Nur eine Minute laß mich sehend werden; nein, nein, nur einen Augenblick laß mich meinen Mann und mein Kind schauen."

Laut schluchzte sie im Weh auf, daß ihr Kind erschrak und mitweinte. Da umfaßte Florek zärtlich Frau und Kind.

„Bärbl, liebstes Weib, weine nicht. Dein Leid ist auch mein Leid. Ja, bei mir ist es noch größer, denn ich muß glauben, daß meine Liebe dir nicht das Licht ersetzen kann. Bist du aber glücklich, dann bin ich es auch."

Mit fast übermenschlicher Anstrengung drängte sie ihr Weh zurück. Ja, sie brachte es fertig, ihn unter Tränen anzulächeln.



Pater N. Warnke O.M.J. mit dem jüngst verstorbenen Kardinal von Gallen. Pater Warnke O.M.J. besuchte Kardinal v. Gallen in Deutschland.

„Sei mir nicht böse, Florek," bat sie. „Nie sollst du mich wieder klagen hören." Und sie küßte ihn innig.

Seit dieser Zeit wurde er noch liebvoller zu seiner blinden Frau.

Eines Morgens stand der Milchmann wie üblich vor der Haustür. Frau Bärbl kam heute selbst um Milch. Viele Frauen umstanden schon den Wagen und unterhielten sich laut. Keine bemerkte die blinde Frau. Die Frauen unterhielten sich über das große Grubenunglück der heutigen Nacht. Sie zählten alle die Opfer auf, die das Bergwerk gefordert hatte.

Frau Bärbl vernahm auch den Namen ihres Mannes. Da krampfte sich ihr Herz zusammen. Mit einem Wehelaut eilte sie ins Haus zurück, stolperte über die Schwelle und schlug heftig auf den Fliesenboden. Ihre Mutter und Trude schafften erschrokken die Ohnmächtige ins Bett. Dann lief das Mädchen wie gehetzt um den Arzt.

Der stellte eine schwere Gehirnerschütterung fest.

Florek kam aus der Arbeit. Er war wohl verschüttet gewesen, konnte aber heil geborgen werden. Stundenlang saß er am Bett seiner heißgeliebten Frau und litt furchtbar.

Im Osten graute der Tag. Seine Frau rührte sich. Da faltete er die Hände zu einem Dankgebet. Ein schwerer Seufzer, dann öffnete sie die Augen, bedeckte sie aber gleich wieder mit beiden Händen.

„Mein Gott! Mein Gott!" rief sie, „mich hat ein Lichtstrahl getroffen!" Noch einmal öffnete sie die Augen. „Die Sonne! Die Sonne!" — Doch zuckte sie gleich wieder zusammen. Dann schrie sie laut auf: „Mein lieber Mann ist ja tot!"

Florek kamen Tränen in die Augen. Er glaubte, seine Frau rede im Fieber. Leise legte er die Hand auf ihre Stirn.

„Ich lebe und bin bei dir!"

Da machte sie die Augen groß auf und sah das Männergesicht über sich. Und die Augen waren nicht mehr so starr, sie leuchteten und glänzten in einem schönen Feuer.

„Bärbl!" schrie er jubelnd auf.

Und diese ihr so wohlbekannte Stimme ließ auch sie erschauern.

„Du bist es, Florek, mein guter Mann!" flüsterte sie. „So siehst du aus! — Und du lebst?" Sie strich

„Vom Herrn habe ich es empfangen, was ich euch überliefert habe: In der Nacht, in der Er verraten wurde, nahm der Herr Brot, dankte, brach es und sprach: „Nehmet hin und esset, das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird. Dies tut zu meinem Gedächtnis." Gleicherweise nahm Er nach dem Mahle den Kelch und sprach: „Dieser Kelch ist der Neue Bund in meinem Blute. Tut dies, so oft ihr es tut, zu meinem Gedächtnis. So oft ihr dieses Brot esset und diesen Kelch trinket, verkündet ihr den Tod des Herrn, bis Er kommt." (1. Kor.)

sich mit der Hand über die Stirn. „Und du siehst so aus, wie ich mir dich vorgestellt habe." Dann jammerte sie aber wieder: „Ist doch nur ein schöner Traum." —

Florek schauerte vor etwas Großem, denn er hatte erkannt, daß seine blinde Frau wie durch ein Wunder wieder sehend geworden ist.

Er nahm das Kind aus der Wiege und eilte wieder zu seiner Frau. Wortlos, aber mit nassen Augen, legte er das aufgewachte Bübchen an ihre Seite.

Frau Bärbl betrachtete es von allen Seiten, befühlte und betastete es und schaute dann wieder ihren Mann an. Dann blieb der Blick an der Tür haften, wo ihre Mutter und Trude in tausend Aengsten standen.

„Ich sehe Menschen um mich stehen. Bin ich denn sehend geworden?"

Da konnte Florek nicht mehr an sich halten. Aufschluchzend kniete er an ihrem Bette nieder, ergriff ihre Hand, küßte sie und sagte mit zitternder Stimme:

„Gott hat ein Wunder getan. Bärbl, mein liebes Bärbl, du siehst deine Lieben um dich stehen."

Das Kind patschte lallend mit den Händchen in ihrem Gesicht. Und das nahm vollends den Schleier von ihr. Sie weinte und lachte vor Glück.

So traf sie der Arzt an, der tief ergriffen war. Er erklärte den Ueberglücklichen den Vorgang so: Als sie als sechsjähriges Kind gestürzt war, war durch die heftige Erschütterung das Sehvermögen gestört worden; und durch die gestrige Erschütterung ist es wieder gekommen.

Die glücklichen Menschen aber glaubten nur, daß Gott so wunderbar gewirkt hatte.

Der schmeichelnde Esel

Wir lesen von einem reichen Manne, der ein kleines Hündlein hatte. Oft spielte er mit ihm, und ein Esel, den er besaß, schaute ihm dabei zu. Er merkte wohl in seinem Sinn, daß all die andern den Hund liebten, weil der Herr ihn hätschelte und sich mit ihm vergnügte: er durfte unter seinen Mantel schlüpfen und die andern anbellen. Der Esel überlegte sich, daß er doch viel größer und schöner und darum auch viel mehr wert sei als der Hund; er könne doch viel besser mit dem Herrn scherzen, und sein Schrei würde doch besser gehört werden, besser verstände er ihm entgegenzuspringen und mit den Füßen zu umarmen. Er beschloß also, ihm entgegenzugehen, seine Stimme zu erheben und zu brüllen, wie es der Hund tat, wenn er seinen Herrn sieht. Es geschah, daß eines Tages der Herr spazieren ging und mit seinem Hündlein scherzte. Da konnte der Esel nicht mehr an sich halten: er trabte auf den Herrn los, iate ihm entgegen, so daß er ihn ganz in Schrecken setzte, schlug ihn mit den Füßen und sprang an ihm in die Höhe, wodurch er ihn zu Boden warf. Fast hätte er ihn umgebacht, wenn der Herr nicht gerufen hätte: „Hallo, heda! Zu mir, zu Hilfe!" Seine Leute stürzten von allen Seiten herbei; jeder hatte eine Keule oder einen Stecken in der Hand, und damit schlugen sie auf den Esel los und befreiten ihren Herrn mit großer Mühe. Den Esel lassen sie ganz zerbläut liegen, und er muß sich mit Mühe den Rückweg zum Stall suchen. So geht es den Leuten, die zu hoch hinaus wollen; manchem davon geht es wie dem Esel, der Prügel bekam.

„Es ist der Himmel, der da werden läßt alles, was in mir ist."

„So lang ist keine Nacht, daß endlich nicht ein froher Morgen lacht."

Shakespeare.

Das Schicksal des Abendlandes und der Weissen Rasse

Von P. Jos. Schneider O.M.J.

Spengler hat vor Jahren ein Buch geschrieben über den Untergang des Abendlandes. Bischof Buchberger von Regensburg kam mit einer ähnlichen Schrift heraus: „Gibt es noch eine Rettung?" Bernard Shaw von England stöhnt seine Hoffnungslosigkeit in die Welt hinaus: „Ich hab einmal an Technocracy geglaubt, an Sport und Birth Control. Hab gedacht, daß sie ein neues glücklicheres Zeitalter herauf führen würden, aber ich habe mich getäuscht. Von überall bricht Dunkelheit auf uns herein. Wir starren in eine finstere, sternenlose Nacht. Nichts kann uns vom Sturz in eine bodenlose Tiefe retten." Man hat solche Ergüsse „Verzweiflungsliteratur" genannt, sie bekämpft und als schwarzseherisch hinzustellen gesucht. War eine solche Haltung begründet? Ich glaube nicht. Denn schon seit Jahrzehnten ist die Weiße Rasse sich selbst der größte Feind.

Sie befeindet und zerfleischt sich in grimmiger Eifersucht und endlosen Streitigkeiten, und schwächt sich durch fürchterliche Aderlässe in unaufhörlichen Kriegen. Mit steigender Wut und ohne Kriegerklärung springen sich die Europäisch-Amerikanischen Völker an den Hals und suchen sich gegenseitig zu erdrosseln. Giftgas; unterschiedslose Massenbombardierung; Flammenwerfer und Hungerblockaden; alle mörderischen Zerstörungsmittel, die nur ein verteufeltes Gehirn ersinnen kann, wenden sie in rasendem Wettbewerb gegen einander an. Und die sogenannten Friedensverträge sind augenscheinlich nur die künstliche Verlängerung dieses widersinnigen Massenmordens; sind ein Conglomerat von Haßverfügungen zur Verewigung der Sklaverei der besiegten und zertretenen Brüder. Das Gesetz der rohen Gewalt mit wahren Raubtiermethoden ist am Ruder. Wenn man sich es überlegt, packt einen das Grauen und man fragt sich: sind wir mit Blindheit geschlagen? Sollten wir nicht lieber zusammen stehn? Wie Brüder einander helfen? In Liebe unsre Vorrechte austauschen? Durch gerechte Verträge die Kolonien verteilen? Eine gemeinsame Front aufbauen im nahen und fernen Osten zur Sicherung der gemeinsamen Interessen gegen schwarz und gelb, gegen Halbmond und rote Blutfahne? Und sollten wir nicht in echt christlich-sozialer Weise den wilden Völkern die Güter der Erlösung austeilen zur langsamen und sicheren Verchristlichung der Welt? Ja, so sollte es sein. Aber leider ist die Wirklichkeit das direkte Gegenteil davon. Die Folgen davon leuchten einem jeden ein, und gerade jetzt nach dem zweiten Weltkrieg springen sie einem jeden in die Augen.

Eine Tatsache übertrumpft alle andern Resultate des jüngsten Völkermordens: die militärische Macht der Gottlosen an den Toren des Abendlandes! Das russische Ungeheuer in Warschau und Berlin, in Budapest und Prag! Wie eine Ratte herüberäugend und sich bereit machend zum letzten entscheidenden Sprung! Kein Volk des Alten Landes fähig, ihm siegreich zu begegnen! Im ersten Sturmlauf wird es Oesterreich und Westdeutschland und Italien überrennen. Frankreich und England und Spanien werden vor ihm fallen, und dann? Dann wird nur noch Amerika dastehen, allein und einsam gegen einen bolschewistischen Block von 600 Millionen zwischen Bordeaux und Wladivostock. Ein schauriges Zukunftsbild, das einem die Vorzeichen des Jüngsten Tages lebhaft in Erinnerung bringt!

Der vorletzte Pius hat diese Unheilsentwicklung voraus gesehen und immer wieder davor gewarnt. Hat den christlichen Völkern den Vatikan angeboten zu einer Brudersitzung und zu friedlichem Ausgleich ihrer Spannungen; zur Vereinigung der gefahrgeladenen internationalen Atmosphäre. Alles leider ohne Erfolg. Woher kommt es? Es kommt zu allerletzt von der Sünde her, die der Heiland selber „die Lästerung des Menschensohnes" nennt.

Die Weiße Rasse hat in Christi Erlösungsplan stets eine Vorzugsstellung eingenommen. Rom wurde der Sitz Seines Primas, des Hl. Petrus, und damit das Herz der Christenheit. Die Pulsschläge und Liebesausströmungen dieses Herzens wurden naturgemäß zuerst in nächster Nähe verspührt. Die europäischen Länder wurden vor allen andern am stärksten und anhaltendsten ins Kraftfeld der Wahrheit und Gnade Jesu Christi hinein gezogen. Die Fülle göttlicher Erbarmungen flutete auf sie zuerst in mächtigem Wellenschlag hinab.

Barbaren waren diese Völker. Die Kirche in ihren Mönchmissionaren nahm sie an ihren Busen. Sie ließen sich willig von ihr nähren und großziehen und dankbar leiten durch die Jahrhunderte wie gute Kinder an der Hand der Mutter. Der Kirche verdankten sie ihre Schulen, ihre Büchereien, das Handwerk, die Kunst, die Ver-



O Du, vor dem die Stürme schweigen!

O Du, vor dem die Stürme schweigen,
Vor dem das Meer versinkt in Ruh',
Dies wilde Herz nimm hin zu eigen
Und führ' es Deinem Frieden zu.
Dies Herz, das, ewig umgetrieben,
Entlodert, allzurasch entfacht,
Und ach, mit seinem irren Lieben
Sich selbst und andre elend macht!

Entreiß es, Herr, dem Sturm der Sinne,
Der Wünsche treulos schwankend Spiel,
Dem dunklen Drange seiner Minne!
Gib ihm ein unvergänglich Ziel,
Auf daß es, los vom Augenblicke,
Von Zweifel, Angst und Reue frei,
Sich einmal ganz und voll erquicke
Und endlich, endlich stille sei.

Emanuel Geibel

---

feinerung ihrer Sitten, ihre ganze Bildung. Die Einheit der Geister und die Einheit der Herzen. Nicht zuletzt den frohen Ausblick auf ein ewiges Glück in einer besseren Welt. Sie wußten es und waren dankbar dafür. So ging es bis etwa 1300. Da kam das, was Moses vom Judenvolk in der Wüste so drastisch verkündet: „Der Säugling wurde groß und fing an auszuschlagen; machte sich los vom Herrn, seinem Schöpfer, und drehte seinem Retter den Rücken." Ein neues Lebensgefühl bildete sich heran. Eine gefahrvolle Strömung des Selbstbewußtseins, übertriebener Unabhängigkeit. Es stieg das Gespenst der Widersetzlichkeit empor und damit die Gefahr der Entkirchlichung, Entchristlichung und Entmenschlichung. Es bedeutete das Auftauchen falscher Götzen an Stelle des einen wahren Gottes. Wer die Geschichte kennt, kann's genau verfolgen. Drei schwarze Daten kennzeichnen die Abwärtsentwicklung auf der schiefen Bahn:

1517 die Kirchenspaltung und Zertrümmerung der kirchlichen Einheit.

1717 die Organisierung aller gottwidrigen Elemente im englischen Freidenkerverband.

1917 Sieg des bolschewistischen Atheismus in Rußland.

So führte das „Los von der Kirche" unter Luther zum „Los von Christus" im 18. Jahrhundert und zum „Los von Gott" in unserer Zeit. Das Ende war völlige Verdrehung, völlige Zerrottung.

Am dunkelsten ist das Bild der Zerstörung geworden in den letzten 100 Jahren. Man könnte es das Jahrhundert der Lästerung des Gottmenschen nennen. Wie in wilden Tobsuchtsanfällen schritten die „gelehrten" Kreise von willkürlicher Verneinung aller christlichen Werte zu satanischen Haßausbrüchen wider den Menschensohn. Wie haben doch die Wortführer an den Hochschulen die Hl. Schrift zersetzt und zerrissen! Wie haben sie „im Namen der Wissenschaft" den Heiland verhöhnt! Die Bibel wurde zu einem Kinderstubenmärchen entwertet und der Erlöser zu einem Schwindler erniedrigt. Ein Franzose — die Feder sträubt sich, es zu schreiben — verspotte Ihn als den erblich belasteten und engbrüstigen Abkömmling eines versoffenen Holzarbeiters von Nazareth. So hat man gewütet gegen die größte Figur der Weltgeschichte und gegen die Grundlagen jeglicher Ordnung und Kultur. Die modernen Völker sind eine Beute des gottlosen Radikalismus geworden. Ihre vielgepriesene Zivilisation ist nur ein übertünchtes Grab: außen schön und innen voll Gestank und Moderduft. Man rühmt sich seiner Weltrekorde im Schafscheren, im Erbsensuppenessen, in Ehescheidung und im Dauerküssen. Von Förderung rettender Geistigkeit keine Spur! Wie weit und unheilbar der Verfall, zeigt sich besonders im sinnlosen Paktieren unserer politischen Führer mit dem Moskauwitertum. Nicht nur hat man sich nicht bemüht, diesen Todfeind abzuwehren. Man hat ihn in unseliger Verblendung an die Türschwelle geholt und schon sitzt er im Vorhäuschen. Und das Schlimmste ist, daß man die entsetzliche Gefahr, die darin sich birgt, nicht sieht oder



Achtung! Jungmänner!

Zwanzig junge Männer, die gerne Klosterbruder werden möchten, werden sofort gebraucht. In unseren Klöstern hier in Canada, in denen wir unsere Missionare vorbereiten, und auch drüben in den Heidenmissionen bittet man um Missionsbrüder. Man braucht sie sofort.

Wie alt bist du? Bist du schon über dreißig Jahre? Und du bist noch nicht verheiratet? Prüfe dich einmal, vielleicht will der Herrgott dich für den Klosterberuf. Womöglich hast du noch nie an ein Leben als Klosterbruder gedacht. Denke heute einmal ganz ernst darüber nach. Bespreche dich mit deinem Priester. Sorge dich nicht um deine Schule. Alles, was von dir gefordert wird, ist:

Wirklich gute Gesundheit,
Frömmigkeit,
Lust und Liebe zum Klosterberuf,
Ein Alter zwischen 18 und 40 Jahren,
Arbeitsmut.

Zwanzig junge Männer brauchen wir sofort. — Möchtest du nicht kommen wollen? — Ueberlege es dir. Bete. Berate dich mit deinem Priester. Und dann schreibe an:

The Very Reverend Father Provincial,
2026 Winnipeg Street,
Regina, Sask., Canada.

---

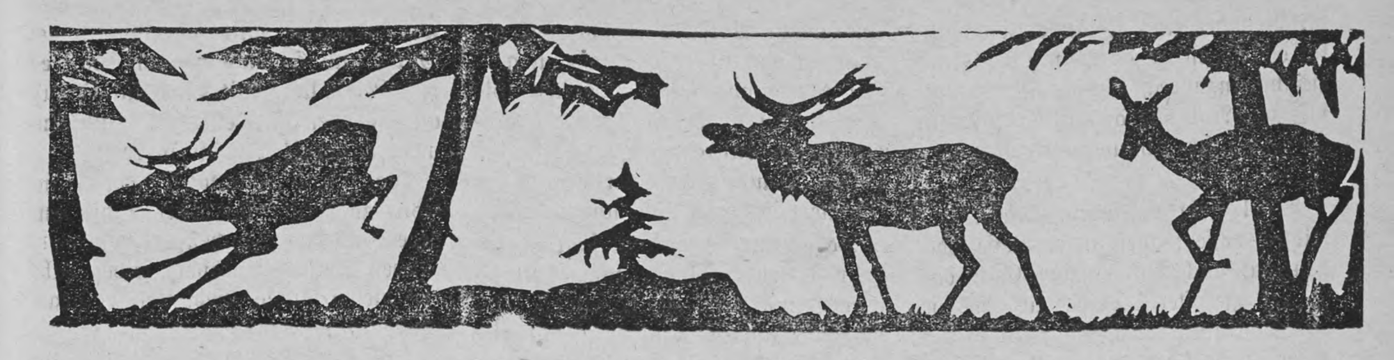
nicht sehen will. Der Bolschewismus an den Toren Europas!

Aehnlich verzweifelte Lagen hat es schon mehrere male in der Geschichte der Christenheit gegeben. Das Jahr 732 sah die Sarazenen von Spanien her auf einem wilden Sieges- und Beutezug durch Süd-Frankreich auf dem Weg nach Rom. In 1683 bestürmte der türkische Halbmond Wien als letztes Bollwerk des christlichen Europa. Aber diese schrecklichen Krisen fanden ihre Lösung.

Die türkische Umklammerung des christlichen Westens wurde von Karl Martell, dem Kämmerer, in neuntägiger Schlacht bei Poitiers gesprengt. Wien wurde am 12. September 1683 durch die vereinte Kraft von 21 christlichen Nationen gerettet und das Abendland von Ueberflutung durch türkische Janitscharen bewahrt. Heute steht man der Gefahr blind und ohne Selbstbesinnung gegenüber. Man hat den bolschewistischen Bären herein gelockt und ihm zur Welteroberung die Wege bereitet. Man vertraut blindlings seiner Schmeichelsprache und seiner unerschöpflichen Hinterlist. Man gibt dem Tyrannen seit Jahren den Ehrenplatz unter den „demokratischen" Nationen. Duldet ihn als gleichberechtigt unter den „friedliebenden" Völkern, obwohl Stalin in den Kriegsjahren wenigstens sechs friedliche Nachbarn angegriffen und 29 politische Verträge ohne Bedenken zerrissen hat. Und was das Schlimmste ist: man gibt ihm die wunderbarste Gelegenheit, sich für immer an den Toren Westeuropas festzusetzen und sich ein mächtiges Sprungbrett aufzubauen zum militärischen Generalangriff auf die ganze Christenheit. Spricht man doch ohne Scheu von einer 50-jährigen Besatzung Deutschlands durch die alliierten Mächte! Man fragt sich mit Schrecken, wie das einmal enden soll.

Schicksal des christlichen Abendlandes und der Weißen Rasse! Es liegt in ihrem Verrat am Gottmenschen. und seinen religiösen Idealen! In Ihm hat man die Weisheit Gottes verlassen und sich den Hirngespinsten menschlicher Verbohrtheit ausgeliefert. Man hat den Stern von Bethlehem am Himmel ausgelöscht und folgt wie betrunken irdischen Irrlichtern, die in den Sumpf hineinlocken. Weil die Weiße Rasse Christus auf die Seite geschoben, hat sie auch ihre gemeinsame Sendung und Aufgabe vergessen. Hat die Communio Sanctorum ersetzt durch den liederlichen Völkerbund, der nur ein Machtinstrument war in den Händen der Großen, um die Kleinen sich dienstbar zu machen und himmelschreiende Ungerechtigkeiten zu verewigen. Die Völker sind vom wahren Gotte abgerückt und haben sich falschen Götzen zugewandt. Haben statt rettender Bruderliebe engstirnigen und mörderischen Egoismus auf den Schild erhoben und sind damit zu ihren eigenen Henkern und Totengräbern geworden. Daher kommt die Verfinsterung des geistigen Horizontes; der Parteienzwist im Staat; die Zwietracht im internationalen Leben; die Krise im Völ-

Schluß auf Seite 18



Die Rache des heiligen Antonius

Von Agnes P. Hartmann.

Die Schustersehefrau Franziska Hinterhuber ist mit dem heiligen Antonius zerkriegt, weil der heilige Antonius etwas nicht getan hat, was die Hinterhuberin wollte. Und nachdem sie ihm doch fünf große, schöne, dicke Kerzen versprochen hatte, fand sie dieses Nichterhören einfach unwürdig von ihm.

Die gute Frau Franziska hat aber einen kleinen Stein im Gewissen, und wenn der sich rührt, ist ihr das immer etwas peinlich. Sie hat vor langer Zeit einmal auch in einem großen Anliegen dem Nothelfer Antonius zugesichert, sie würde zu seinem Bild, das in der Pfarrkirche aufgestellt werden sollte, wenn er sie in ihrer Sorge erhörte, einen Beitrag leisten. Ihr Anliegen war jedoch eine langwierige Sache, und so wurde inzwischen auch ohne ihr Zutun das Bild gemalt und an der Kirchenwand angebracht. Und hernach meinte die schlaue Hinterhuberin, die das mekkernde Lachen des Geiz- und Undankteuferls in ihrer Seel' nicht hörte, daß nun ein Geldzuschuß ihrerseits eigentlich nicht mehr nötig sei. Sie tät' sich ja ohnehin schwer genug, sagte sie sich und so unterließ sie es. Als aber diesmal der heilige Antonius auf ihr Versprechen nicht mehr einging (wenigstens stellte sie sich das so vor), fing der Stein im Gewissen ordentlich zu kollern an.

Wenn sie jetzt in die Kirche kam, ging sie an dem Antoniusbild jedesmal mit scheuen, aber trotzigen Gedanken vorüber. Sie ärgerte sich über ihn und dachte: „Hätt' ich auch net glaubt, daß ein Heiliger so nachtragerisch sein könnt!" Das Teuferl, das gleich wieder zur Stelle war, freute sich darob erst recht, stichelte sie noch mehr auf, und die etwas beschränkte Hinterhuberin tat etwas ganz Dummes: sie nahm das kleine Antoniusstandbild, das sie von einem Ur-Urahndl ererbt hatte, und legte es in ihrem beleidigten Zorn zur Strafe, mit dem Gesicht nach abwärts, in ein altes, unbrauchbares Ofenrohr. „So", meinte dann ihr einfältiger Hinterhuberverstand, „des g'schieht dem bockigen Heiligen jetzt grad recht" und dachte, wunders wie tief sie ihn damit gekränkt hätte.

*

Seit Frau Franziskas Feindschaftserklärung an den großen Heiligen sind ein paar Jahre vergangen. Zorn und Empörung sind ja lang verraucht, aber die Scheu, mit der sie an seinem Bild vorübergeht, ist immer die gleiche. Und der Stein im Gewissen ist größer geworden, so groß und schwer, daß sie sich den heiligen Antonius mit dem Jesukindlein auf dem Arm nie wieder um etwas zu bitten getraut. Und hätte es doch so bitter not, denn die Sorge hat Einkehr gehalten im Hinterhuberhaus.

Angefangen hat es damals, als das kleine Lenerl krank geworden ist. Das ganze ersparte Vermögen ist für das Kind geopfert worden, doch es war umsonst — das Leni-Engerl ist in den Himmel geflogen. Dann ist eine Seuche über das Dorf gekommen, hat in den Viehställen arg gehaust und den Hinterhubers die beiden Kühe geraubt. Das alles hat die Frau Franziska mutig auf sich genommen. Aber wie ein paar Nachbarsleute vor einigen Monaten ihren Mann, den Ferdl, dem ein Fuhrwerk Arm und Bein abgefahren, wie ein blutiges Häuflein nach Hause ge-

Trost

O reicher Gott, Du ließest doch
Nicht ganz mich freudenleer;
Ein süßer Trost für alle Welt
Ergießt sich himmelhehr.

Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig' Haus empor;
Die Orgel und der Chorgesang
Ertönet jedem Ohr.

Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wenn die Abendglocke hallt,
So red' ich, Herr, zu Dir.

Einst öffnet jedem Guten sich
Dein hoher Freudensaal,
Dann komm auch ich im Feierkleid
Und setze mich ans Mahl.

Ludwig Uhland.

bracht haben und er lange Zeit halbtot dagelegen ist, da meinte die Frau, zusammenzubrechen und den Kampf mit der Not, die aus allen Winkeln hervorgrinste, nimmer aufnehmen zu können.

Wohl geht es ihrem Mann jetzt leidlich besser; aber dieses Besserwerden hat auch das einzige Gut, das Häusl, gekostet. Doch wär' das ja das Schlimmste noch nicht. Viel trauriger ist, daß der Ferdl zeitlebens ein armer Krüppel bleibt und sein Schusterhandwerk nicht mehr ausüben kann. So lastet die ganze Sorge auf der Franziska; sie arbeitet, was sie kann — aber was ist das für all die Not!

Und noch eins macht ihr schwere Gedanken. Ein neues, junges Leben wird bald im Hinterhuberhaus in die Welt schauen, und darauf ist der Mutter so bang. Sie ist so müde — und darf es nicht sein. Und es dünkt ihr grausam, das kleine Menschlein in so viel Elend zu bringen und wünscht sich in finsterem, schwermütigem Sinnen oft, daß es doch tot sein möchte. Oder wenn am Ende gar sie selber . . . Herrgott, sie darf sich das nicht ausdenken — sie darf nicht sterben — sie muß leben — denken — und arbeiten für den kranken Mann und die kleine Margaret.

Unsägliche Qualen duldet die Frau, seelische und leibliche — und ist so mürbe davon und müde — so müd, daß sie auch fast nimmer beten kann. Nur manchmal, wenn der Weg sie an der Kirche vorüberführt und niemand drinnen ist als der Herrgott allein, schlüpft sie hinein und holt sich ein wenig Trost bei dem, der das schwere Kreuz getragen hat.

Das will sie auch heute wieder tun. So dumpf liegt die Not ihr auf dem Herzen wie noch nie. Mit den letzten, sauer verdienten Pfennigen hat sie ein Schlafpulver für ihren Mann geholt, den die Schmerzen nicht ruhen lassen. Ein fremder Herr ist zwar im Gotteshaus, wie sie hineinkommt; er beschaut sich die Heiligenbilder und Statuen, einmal von nah, einmal von fern, schaut in ein Büchlein hinein und macht Notizen. Schon seit ein paar Tagen tut er das so zum großen Verwundern der Dörfler, die nicht wissen, warum. Aber die Hinterhuberin wundert sich nicht viel, ihr ist der Fremde ganz einerlei, und der kümmert sich auch nicht um sie.

Vorne am Tabernakel sagt sie ein paar bittende Worte zum Heiland hinauf und dann tut sie etwas, was sie seit Jahren nimmer getan; sie geht hin zum Bild des heiligen Antonius und kniet sich davor nieder; weint ihr großes, bitteres Elend heraus und klammert sich mit der gan-



zen Verzweiflung eines von Not und Kummer zerquälten Herzens an die Güte des Heiligen. So gern würde sie ihm etwas schenken, aber sie hat ja nichts. Da kommt ihr mit einem Male ein Gedanke, so licht, daß ein froher Schein über ihr tränennasses Gesicht huscht.

„Du lieber, heiliger Antonius! Bist so nah beim Jesukinderl dort — o bitt für mich — für uns, daß doch amal wieder besser wird bei uns. Hilf aus meiner Not! Geb'n kann ich dir nix — aber was z'lieb tun kann ich dir! Mein Kinderl, wenn's auf d' Welt kommt, soll dein Namen krieg'n, und erzähl'n will ich ihm soviel Gut's und Schön's von dir, daß es sein Leb'n lang mit Liab und Freud an dich denkt. Dein soll's g'hör'n, mein Kinderl! Ist dir so recht?"

Warm und weich wird's der Franziska zu Mut; sie denkt nichts anderes, als das Schutzengerl vom werdenden kleinen Antonerl selber habe ihr diesen guten Gedanken eingegeben.

Auf dem Heimweg fällt ihr auf einmal der heilige Antonius im Ofenrohr ein. Sie hat bisher wirklich ganz vergessen darauf. Brennrot wird sie vor Scham und leistet reuige Abbitte bei ihm. Gleich wenn sie heimkommt, will sie ihn aus dem unwürdigen Ort herausnehmen und ihm wieder sein Ehrenplätzerl geben.

Aber wie die Hinterhuberin nach Hause kommt, muß sie vorher noch ihren Mann betreuen, und auch sonst wartet eine Menge Arbeit auf sie — sie muß ja Geld verdienen. Wohl denkt sie dabei viel an den heiligen Antonius in der Kirche und ihr Versprechen, aber der „andere" im Ofenrohr wär' immer noch nicht befreit, wenn — ja, wenn die Margaret nicht wär'.

Der ist es heute gar langweilig geworden. Die Mutter war, wie so oft jetzt, nicht daheim; der Vater wollte ein wenig ruhen, und sie mußte mäuserstill dazu sein. Was sollte sie nur tun? Spielsachen sind selten bei ihr, und da ist sie im Haus auf die Suche gegangen; hat alles, was ihre fünfjährige Größe erreichen konnte, unsicher gemacht und ist auch zum alten, ungebrauchten Ofenrohr gekommen.

Mit dem Aufgebot ihrer ganzen Kraft macht sie es auf und nimmt den heiligen Antonius heraus. Fast gejauchzt hätte sie vor Freud. Sie küßt das rußige Gesicht vom Jesukindlein, bis es weiß herausleuchtet, und dann den Heiligen. Dafür hat sie selbst kleine, schwarze Rußfleckerl auf dem roten Kußmündchen, das tut aber der Margaret nichts. Behutsam trägt sie ihren Fund zum Haus hinauf, setzt sich auf eine Bank davor und spielt damit. Eisigkalt ist's, das

spürt auch sie in ihrem dünnen, verwaschenen Kleid und denkt doch nur an das Jesukind; wickelt es und den Heiligen wie ein fürsorgliches Mütterchen in ihren Schurz hinein, wiegt es sacht auf den Knien hin und her und singt in ihrer kleinen Unschuld ein Schlummerlied dazu:

Heia poppeia, liebs Kinderl schlaf ein.
Mach d' Augerln zu und tu recht schön brav sein.
Wennst nachher aufwachst, liebs Kinderle du:
Kriegst a schöns Apferl und Kirsch'n dazu!

So wichtig hat's die Margaret mit dem Kindlwiegen, daß sie die Mutter nicht heimkommen hört und auch den fremden Herrn nicht merkt, der ihr schon ein Weilchen lächelnd zuschaut. Bis der Fremde sich zu ihr niederbeugt und freundlich fragt:

„Wie heißt denn du, Kleine?"

„Margaret Hinterhuber."

„So! — und wie alt bist?"

„Fünf Jahr werd ich bald."

Der Herr sagt für sich: fünf Jahr schon und so ein klein schmächtig Dingelchen und laut meint er: „Dich friert's ja, Margareterl, mußt dich viel wärmer anziehen!"

Das Kind schweigt; schaut ihn nur mit seinen altklugen Augen an. Und da sieht er die Armut herausschauen. Mitleidig streichelt seine Hand das Blondköpfchen. „Zeig mir doch dein Heiapüppchen," fordert er dann.

Gehorsam wickelt die Margaret ihr Schürzchen auf, und heraus kommt der heilige Antonius mit dem Jesukind. Der Herr zeigt ein so unverhohlenes Staunen, daß sie erst ordentlich stolz wird auf ihren Besitz.

„Seltsames Spielzeug hast du, Kleine," sagt er dann, „wo hast denn das her?"

„Aus'm Ofenrohr," berichtet wichtig das Greterl.

„So, so," sagt der Fremde nur; er kann nicht recht klug werden daraus. Es ist ihm augenblicklich auch ganz gleich. Von allen Seiten beguckt er sich mit Kennermiene das kleine Kunstwerk, zieht ein Tuch aus der Rocktasche und reibt und putzt eifrig an dem Heiligen herum. Immer überraschter wird sein Gesicht.

Dem Margareterl wird es aber unbehaglich; in seiner Unbeholfenheit geht es zur Mutter. Und wie der Antoniusputzer endlich von seiner Reinigungstätigkeit wieder aufschaut, steht eine blasse, verhärmte Frau vor ihm, dieselbe, die vorhin in der Kirche so bitterlich schluchzte, und an ihrem Rockzipfl hängt die Margaret.

Der fremde Herr grüßt und sagt, wer er ist: Professor Hobmann, Konservator aus München. Und dann entschuldigtg er sich über sein eigenmächtiges Handeln mit der Heiligenstatue. Glührot wird die Hinterhuberin, aber nicht wegen des Fremden, sondern wegen des heiligen Antonius aus dem Ofenrohr.

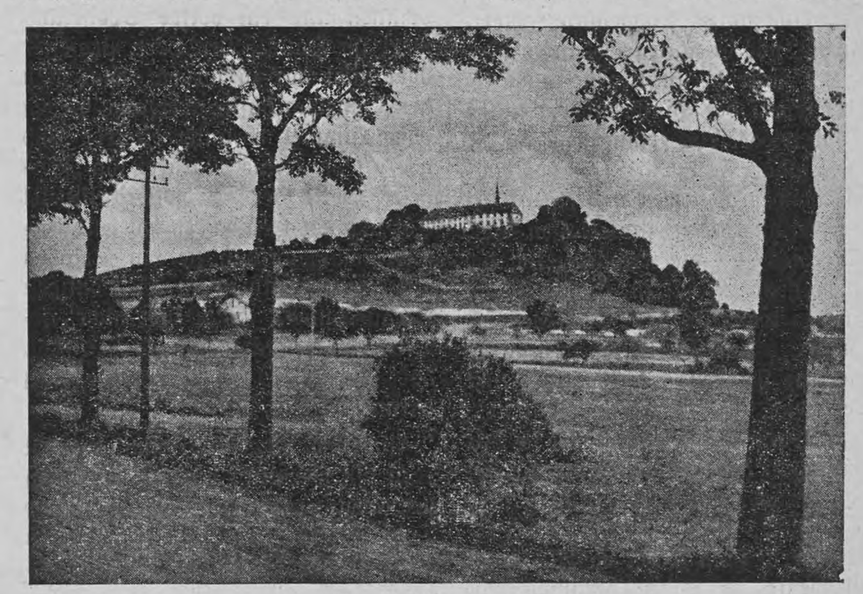
Die beiden plaudern ein wenig miteinander, und dann wird es wieder still zwischen ihnen, denn der Professor ist ins Denken gekommen. Und er denkt sich was Gutes zusammen. Die Heiligenstatue ist ein altes Kunstwerk, er will sie kaufen und der Frau, die wie die lebendige Not dreinschaut, helfen damit. Er sagt ihr das und bietet fünftausend Mark dafür.

Die Hinterhuberin starrt ihn aus weit offenen Augen an. Dann meint sie bitter:

„Herr, treib'ns kein schlecht'n Scherz mit mir!"

Der Professor wehrt sich dagegen und versucht lebhaft, die Frau von dem Wert der seltenen italienischen Schnitzarbeit zu überzeugen. Und wie sie es endlich glaubt, nehmen in ihren Gedanken die Sorgen vor den fünftausend Mark so schnell Reißaus, daß sie taumelig wird davon. Der Fremde, der nicht nur Professor und Konservator ist, sondern auch ein Menschenfreund, führt sie ins Haus hinein und lernt da erst das ganze Elend kennen. In allen Ecken hockt es, auf dem eingefallenen Gesicht des Schusterferdl und seinem armseligen Lager, auf dem schmächtigen Gesichtlein der Margaret. Da tut er es nicht anders, die Franziska muß einkaufen gehen: Brot, Milch, Fleisch, eine Flasche Wein für den Mann und Holz zum schüren. Hunger und Kälte müßten aufhören jetzt, versichert er.

Die Franziska geht wie eine Traumwandlerin durchs Dorf; auf all das neugierige Gefrage der lieben Nachbarn, die ja über den gefüllten Marktkorb nicht genug staunen können, hat sie nur ein abweisendes Lächeln. Die drei Nullen und der rundliche Fünfer spucken ihr wie toll im Kopf herum, raufen mit versteckten Aengsten und Zweifeln und werfen



Der Frühling ist hier.

endlich die letzten Restchen Kummer und Sorge hinaus.

Was doch in einer Stunde alles geschehen kann! Ist noch nicht viel länger her, daß sie in der Kirche so trostlos geweint und gebettelt hat. Und so schnell hat er geholfen, der heilige Antonius — mit seinem eigenen Abbild sogar. Für einen Augenblick muß sie ins Gotteshaus und danken. Das heißt, sie weint eigentlich bloß, nur einmal lächelt sie unter Tränen zum Antoniusbild hinauf: „Ich vergiß mein Versprechen net, du Guter, derffst mir's glaub'n!"

Eine ganz andere Franziska ist es, die jetzt von der Kirche nach Hause geht, eine stolze, frohgemute. Merkwürdig, wie die guten Gedanken heut in der Luft herumfliegen; auch im Oberstüberl der Hinterhuberin nisten sie sich wieder ein, erinnern sie an die alte Lindner Katharina, die vor einigen Wochen gestorben und einen kleinen Kramerladen hinterlassen hat, und raten ihr, die Krämerei um die fünftausend Mark zu kaufen. Das wär' so was für sie! Das Geschäft ernährt, wenn sie fleißig ist und es mit den Kunden gut versteht, leicht drei Leut' — ein viertes auch noch dazu. Zum ersten Mal denkt sie mit Freude an das Kindlein unterm Herzen; nimmer ins Elend braucht sie's zu bringen. Und der arme, verkrüppelte Ferdl kann später vielleicht auch ein wenig im Laden herumwerkeln und braucht sich nimmer zu grämen seiner Untauglichkeit halber. „Herrgott, ich kann net g'nug danken, das Glück is zu groß!"

Bald sieht es anders aus bei den Hinterhubers. Licht und warm ist's drinnen und ein volles Speisekämmerl im Haus. Der Herr Professor hört nicht auf zu sorgen. Was ihm die Franziska dafür aber auch Segen vom Himmel herunterbettelt! Und wie oft die kleine Margret ihr „Vergelts Gott, Herr Professor" lispelt! Ihr schlaues Gehirnchen hat bald herausbekommen, daß sie ein Teilchen mit daran schuld ist an der wohligen Veränderung. Hätte sie nicht ins Ofenrohr geguckt, dann — — Ja, das Margreterl ist ungeheuer stolz darauf.

Und noch einer rührt sich, der erst recht ein Verdienst an dem Wohlsein der Schustersfamilie hat, der kleine Tonerl. Eines Morgens schreit er in die Welt, das heißt ins Hinterhuberhaus hinein mit einer Kraft, der man es anmerkt, daß das winzige Menschlein sein Dasein behauptet. Wenn er vorerst auch nur in einem Waschkorb liegt, an dessen Fußende die dankbare Franziska das Antoniusbild aus der Kirche in verkleinerter Form angenagelt hat. Aber der kleine Heide kümmert sich nicht darum, drückt die Fäustchen fest ans Gesicht und schläft. Vielleicht tut er es später, wenn er ein Christenkind ist; vorläufig muß er jedoch noch warten darauf, denn die Mutter will ihn selbst zur Taufe tragen.

Und dann kommt auch der Tag, wo die Hinterhuberin, ihr Kind auf den zitternden und doch so starken Mutterarmen, vor der Kirche um Einlaß bittet. Darauf muß der Tonerl dem bösen Feind und allen seinen Werken widersagen, bekommt ein Kreuzlein mit viel Segen, Weihwasser, Oel und Salz, was er schreiend bestätigt. Und neben ihm steht die Margaret mit einer brennenden Kerze und bestaunt andächtig den taufenden Herrn Pfarrer und das kleine quicksende Bündel.

Nachdem der Anton Hinterhuber ein Bürger der Christengemeinde geworden, hebt ihn die überglückliche Mutter dem heiligen Antonius entgegen, empfiehlt ihn noch ganz eigens seinem Schutz und murmelt: „Tonerl heißt er und dein g'hört er, du guter Heiliger du!"

Und der heilige Antonius? Er lächelt fröhlich auf sein jüngstes Patenkind herunter; wenigstens behauptet das die Hinterhuberin hernach, sie läßt sich's nicht nehmen; ganz genau hätte sie es gesehen.

Warum auch nicht? Dem heiligen Antonius ist so was schon zuzutrauen!

Pilgerfahrt nach Blumenfeld, Sask.

Wie alljährlich, so wird auch dieses Jahr die Wallfahrt zur Schmerzhaften Mutter in Blumenfeld am ersten Sonntag nach dem Fest Mariä Heimsuchung stattfinden. Der hochwürdigste Herr Bischof Lemieux O.P. wird die Feier durch seine Gegenwart erheben. Alle hochw. Herrn der Marienkolonie, Prelate, werden ebenfalls zugegen sein, um mit ihren Gläubigen der Schmerzhaften Mutter und Patronin unserer Kolonie fromme Huldigung darzubringen. Die diesjährige Wahlfahrt soll ein Bitt- und Gnadentag werden für jeden einzelnen, der zur Gottesmutter kommt.

„Laßt uns zu Maria wallen!"

Gebet

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei Du mit mir!
Du Gnadenort in Glück und Plage, sei Du mit mir!
Im Brand des Sommers, der dem Mann die Wange bräunt,
Wie in der Jugend Rosenhage, sei Du mit mir!
Behüte mich am Born der Freude vor dem Uebermut,
Und wenn ich an mir selbst verzage, sei Du mit mir!
Gib deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sei,
Und daß kein Wort mich einst verklage, sei Du mit mir!
Dein Segen ist wie Tau den Reben, nichts kann ich selbst;
Doch daß ich kühn das Höchste wage, sei Du mit mir!
O Du mein Trost und meine Stärke, mein Sonnenlicht,
Bis an das Ende meiner Tage, sei Du mit mir!

Brot!



Zwei tausend zwei hundert Kalorien Nahrung braucht der Mensch täglich, um normal leben und arbeiten zu können. (Der heutige Amerikaner verzehrt mehr als 3200 Kalorien). In Indien leben ungefähr 55 Millionen Menschen von 960 Kalorien. In China sind 16 Millionen Men- am Verhungern. In der französischen Besatzungszone Deutschlands wurde die tägliche Nahrungsration auf 960 Kalorien, in der englischen Zone auf 1000 Kalorien, in der amerikanischen Zone auf 1275, und in der russischen Zone auf 1300 bis 1500 herabgesetzt.

Rußland gibt den Deutschen — wenn man nur nach Zahlen geht — das Meiste. Wir müssen aber Folgendes bedenken: Rußland hält die landwirtschaftlichen Gebiete des geschlagenen Deutschlands besetzt. Das Volk hat dort Boden, auf dem es anbauen kann. Frankreich, England und Amerika verwalten Westdeutschland, das Gebiet der deutschen Industrie und der großen deutschen Städte. Raum für Ackerbau ist nicht viel da und die zerfallenen Städte sind überfüllt von Millionen von Flüchtlingen — aus russisch besetzten und russisch kontrollierten Gebieten.

Ueber die Kalorierationen täglicher Nahrung wurde festgestellt: 700 Kalorien täglich können einen Menschen am Leben erhalten, wenn er im Bette liegen bleibt und sich mit warmen Decken bedeckt. 1000 Kalorien täglich geben soviel Kraft, daß man sich ein wenig in seinem Zimmer ergehen kann. Gibt man dem Menschen 1300 Kalorien, dann ist er fähig, leichtere Arbeiten zu verrichten.

150,500,000 Menschen Europas haben heute nur einen einzigen Wunsch: Ein Stücklein Brot! 16,000,000 Chinesen und 55,000,000 Inder haben denselben einzigen Wunsch: Brot!

Geld und Gold bedeuten nahezu zweihundert Millionen Menschen gegenwärtig nichts mehr. Brot ist zum Hauptwert des Lebens geworden.

Dieses Brot kommt nicht von den Politikern, auch nicht von der stolzen Wissenschaft, es kommt vom einfachen Mann des Landes, vom Farmer Canadas, Amerikas, Australiens und Argentiniens. Der Farmer dieser Länder ist gegenwärtig der wichtigste Mann der Welt. Millionen Augen schauen erwartungsvoll auf ihn. Wirtschaft und Politik beginnen sich nach ihm zu richten. Auf seinen Schultern ruht eine ungeheure Verantwortung. Er muß Brot produzieren, denn die Welt braucht Brot. Der Farmer darf sich nicht schonen, er muß auf seinem Posten sein, um dem Boden und den Wettern soviel Weizen abzuringen, als sich erringen läßt.

Die Geschichte vom „dummen Bauer" und vom „klugen Städter" ist vorbei Der Farmer, und über ihm der große Gott, der die Wetter lenkt und die Saaten segnet, sind die großen Wirtschaftler des zwanzigsten Jahrhunderts, von denen Tod und Leben, Gegenwart und Zukunft, Frieden und neue Verzweiflung abhängen.

Trotz des langen, blutigen Krieges hat die Welt heute 100 Millionen mehr Menchen als sie es im Jahre 1939 hatte. Alle wollen sie Brot.

Du, Farmer, bist heute der Mann der Welt. Du bist die Mutter der Menschheit, deren Tag keine Grenzen kennt und deren Sorgen und Lasten endlos sind. Baue dein Land, und bei jedem Schritt, den du über deine Aecker machst, denke der großen Verantwortung, die du heute trägst.

Bete tagtäglich zu deinem Gott um Segen und um gute Witterung. Bete jeden Tag mit deiner ganzen Familie, bete auf deinen Knien und mit ausgespannten Händen: Unser tägliches Brot gib uns heute, uns allen! Segne Herr, das Brot, das unter meinen Händen dem Gedeihen entgegenwächst!

Sei dir bewußt, was du bist: Du baust das Brot und du wirst es geben. Nun sieh zu, daß du es auch bald mitverwaltest. Gib deinen Söhnen bessere Schule. Wir brauchen gebildete Landwirte.

Bete! Arbeite! Hilf, wenn wir Schulen für deine Söhne bauen!

Hilf, das hungernde Europe zu ernähren.

Geldgaben für das hungernde Deutschland sende sofort an den Schriftleiter des Marienboten.

Der Schriftleiter.

„Des Himmels Sinn erschauen, des Himmels Wandel ergreifen, ist das Höchste."

* * *

„Verbirg dich nicht hinter Verkleidungen. Wer überwunden hat, wer sich weiß, der flieht nicht."

* * *

„Wer selbst wider sich ist, wider den sind alle. Der Schuldige ist wider sich."



vom Schusterseppel

Liebe Leit.

Vor die Ostre hob ich mit meinem Weib, was die Pauline is, in meinem Haus g'huckt, und mir hen beide den Kreuzweg gebätet, vonwege weil mir desch so gewohnt sein. Bei uns daham in Rußland hen mir alle Täg den Kreuzweg gebätet, wenn mir in der Fostenzeit woren. Und desch is eine gude Sitte gewest, fromm und heilig, wie unser Poter ieber uns g'sogt hot.

Die Pauline und ich hen also den Kreuzweg gebätet, da uf eimol hots an die Tür von unsre porch geklopfet und ich hob g'rufe; „Herein". Wie die Tür ober ufgange is, do is ein Poter h'neinkomme. Zuerscht hob ich sollen Poter net gekennt. Ober nochher is es mir gleich einkomme, daß soller Poter ein hochwerdiger Herr Brofessor von Battleford is. Ich hob ihn erkennt, vonwege weil ich ihn eimol uf Battleford gemiet hob und weil ich mich mit alle Päter gut steh.

Wie ich den Poter g'sehe hob, da sein mir gleich ufgestanne, ich und die Pauline, und mir hen ihn freindlich begrießt. Die Pauline is auch gleich hingange und hot ein Stuhl hergerückt. Zuerscht hot sie sellen Stuhl ober mit einem Handtuch fein ufgewischt, vonwege weil sie sich uf den Anstand auskenne tut und gut weiß, wie daß ein Poter net uf einen Stuhl hucke kann, wos net gewischt wor.

Wie mir uns mit den Poter freindlich begrießt hen, und wie der Poter uf seinen Stuhl g'huckt hot, hob ich ihn ang'sproche und hob g'sogt:

„Desch is uns eine große Ehre, Poter, desch ihr uns b'suche kommt, und ich tu eich willkomm heiße."

Der Poter hot gleich zurieckgebe:

„Mister Schusterseppel," hot er g'sogt, „ich tu um Entschuldigung bitte, ober ich möcht eich Mister Schusterseppel nenne, vonwege weil mir alle, was mir den Mariabot lesen, eich so heiße tun. Ich bin komme, um eich zu danke fier die gude story, was ihr von die Klosterbrieder g'schriebe hobt. Mir alle hen selle story appreciated. Vonwege weil ihr so gut von unsre Klosterbrieder g'schriebe hobt, bin ich komme um eich einzulode, mit mir uf Battleford zu komme. Die Päter von Battleford und auch die Brieder hen mir g'sogt, wie daß sie eich gern wieder eimol miete möchte. Ich hob meine Car hier, und wenn eier Weib nix net dogäge hot, kenne mir gleich heit fohre."

Wie ich selles g'hert hob, liebe Leser und Leserinne, hob ich gleich gewießt und gefühlt, wie daß mir eine große Ehre geben is. Ober ich bin ein Mann, was sich uf die Welt und uf die Höflichkeit douskenne tut. Aus soller Ursach hob ich die invitation net gleich ang'nomme, ober ich hob ge'sproche:

„Hochwerdiger Herr Poter," hob ich g'sogt und zurieckgebe, „selles tu ich als eine Ehr betrochte. Ober ich denk net, desch ich mitfohre kann. Ich bin ein einfocher Mann, und unner die Päter zu sein, desch steht mir net zu."

Ober der Poter hot nix net ang'nomme, er hot einfach g'sogt: „Die Päter hen mir den Ufftrag gebe, eich uf Battleford zu bringe, und sollen Uftrag werd ich auch ausfiehre.

So bin ich denn uf Battleford gefohre, und dorten, im College, hen sie mich ufgenomme, wie als wenn ich ein Bischof wär. Alle Päter und alle Brieder hen druf bestanne, mit mir die hand zu shaken. Und dann hen sie ufgetischt, sell konn ich eich soge, liebe Leser, wie als wenn ich noch mehr als ein Bischof wär.

Nochher hob ich mir das College ang'schaut und hob mich mit die Päter ieber alles befrogt und berote. Ich hob gefrogt, wieviel boys und wieviel hochwerdige Seminariste do sein, wieviel daß das Esse koste tut, obs Viech g'sund is und gude Milch liefert, wie daß die Hiehner sein und die Feichtigkeit uf dem Land, nochher hob ich mir auch die Schweine ang'schaut, hob mit die hochwerdige Herrn Brofessors ieber das ladeinische Studiere gesproche, wo das die Seminariste durchmoche miesse fier uf ein Poter zu werde, und so weiter.

Wie ich alles durchgonge wor, hob ich noch lange mit die Päter g'huckt und hob ieber wiechtige Angelägeheite gesproche.

Hilfswerk für Deutschland

Folgende Gelder sind im Laufe des Monats Mai bei uns für unser Deutschlandshilfswerk eingelaufen. Das Geld wird dem katholischen Karitasverband Deutschlands zwecks Ankauf von Nahrung, Kleider und Arzneien übersandt werden. Schicke Deine Unterstützung der Hungernden in Deutschland an den Schriftleiter.

Emil Seibel, Box 302, Regina	$ 5.00
L. R. Zurowski, Southey	10.00
John Rehm, Regina	25.00
Ein Freund	5.50
Frau Freckot, Regina	5.00
Peter Fuchs Sr., Wilkie	2.00
Frau Bittner, Regina	1.00
Dr. F. L. Eid, Macklin	25.00
A. E. Kloster, Battleford, Sask.	5.00
Karl Zimmer, Grayson	1.00
Von einer Mutter, Raymore	1.00
Michael Berger, Allan	5.00
J. M. Dakarno, Compeer	10.00
Joseph Ball, Holdfast	2.00
Michael Boehm, Holdfast	5.00
Ambrose Augustin, Grayson	5.00
John Hicke, Grayson	10.00
Ein Freund, Tramping Lake	5.00
G. M. Gelowitz, Grayson	50.00
Frau M. Klemens, Regina	5.00
	$182.50

Liebe Leser. Do hen mir unser College uf Battleford. Jeder gude Katholik muß wiesse und zur Kenntnis nähme, wie das solles College kein College net is. Selles College is ein katholisches Haus, wo daß das beschte katholische Studiere betriebe werd, was ich in meinem langen Läben und in meiner Erfohrung g'sehe hob. Ne, liebe Leser und Leserinnen, uf Battleford hen mir kein College net, wie daß die Welt mit ihre Eitelkeite College hobe tut. Mir hen dort eine Prieschterschule und die allerbeschte Erziehung fier unsre boys. Eine bessre Erziehung wie bei die Päter kennt's ihr net finne, sell kann ich eich uf mein G'wissen soge.

Wos ein guder Katholik is, soll auch wiesse, wie das solles College uf Battleford net nur zu die Oblatenpäter zugehöre tut. Die hochwerdige Herrn Brofessors hen ieber mich gesproche und hen mir ausgelegt:

„Mister Schusterseppel," hen sie g'sogt, „selles College, was ihr hier sehn tut, is das Eigentum von alle Katholike, was zu unsre Gemeinden zugehören. Denn die boys, was hier ihre education erhalte tun, sein die boys von unsre Leit. Und schauts, Mister Schusterseppel, schauts eich eimol die hochwerdige Herrn Brofessors an. Desch sein alles Päter, was von unsre eigne Leit obstamme tun. Die Bube von unsre deitschsprechende Farmers und katholische Stadtleit tun das College rannen und die boys und auch die hochwerdige Seminariste teachen."

So hot der hochwerdige Herr Oeberschte, was sie in Battleford den Subirior heiße tun, ieber mich gesproche. Soller Name „Subirior" is ein ladeinisches Wort. Uf gudes deitsch meint es der Boß.

Was der Poter Subirior ieber mich g'sogt hot, hob ich auch gleich verstonne. Liebe Leit, ich muß eich soge, wie daß mir das bis uf den heitigen Tag net verstanne hen. Mir hen net gewießt, wie daß die Oblatenpäter das College uf Battleford als ein Eigentum von uns alle betrochte. Wenn selles wohr is — und es is wohr — dann, hob ich bei mir gedenkt, dann hen mir alle auch die Verpflichtung, für selles College zu sorge.

Ich tu soge: Tun mir uns um eine gude Erziehung für unsre Kinner sorge? Nein! Tun mir stolz sein, desch mir eine katholische Schule mit hochwerdige Brofessors hen? Nein! Tun mir uns interessiere, was uf Battleford zugeht? Nein! Tun mir uns froge, wie ob da net etwas fier das College uf Battleford zu tun und zu schoffe wär? Nein! Tun mir die Ueberzeigung hobe, wie daß mir alle die heilige Pflicht und obligation in uns troge und helfe müssen, uf daß unser College gude und alle Johre größere Fortschritte mocht? Nein!

Und dann tu ich mich auch froge: Sein die Kommuniste fier die kommunistische Erziehung von ihre Kinner interessiert? Ja! Sein sie stolz uf ihre kommunistische institutions? Ja! Tun sie sich interessiere fier alles, was mit ihre kommunistische Bildung zugeht? Ja! Tun die Kommuniste etwas, fier um ihre ideas zu teachen und zu verbreite? Ja!

Und was tun die Kommuniste? Sie tun viel Geld kollekte und alle Kommuniste tun viel Geld fier uf ihre Ziele spende. Sie tun Colleges baun und gude Brofessors heiren. Und sie sein auch fieß am Orbeite, fier uf die katholische Colleges zu schließen. Selles is keine schwere Orbeit fier sie. Denn die Kommunisten sein schlau wie die Schlangen. Sie hen ihre Erfohrung mit uns Katholiken. Sie tun arg gut wiesse: Die Katholike, die gehn wohl in die Kerch. Auch mit der Potergage sein sie net schlecht. Was ober ihre Zeitungen angeht und ihre Colleges, da sein sie schwach wie die Eva, was den Apfel ufgesse und uns alle ins Unglieck gebrocht hot. Die Katholike tun ihre katholische Zeitunge und ihre katholische Colleges net eimol zehn Prozent so unnerstietze, wie mir Kommuniste unsre Zeitunge und unsre Colleges unnerstietze. So denken sich die Kommuniste und so hen sie die Erfohrung. Aus soller Ursach hen sie auch viel mehr gestudierte Leit wie mir Katholike. Und ich sog: Wenn mir so weiter schoffe, dann breiche mir in zehn Johr keine Päter und keine Kerch mehr. Und dann werden mir auch keine Potergage mehr zu zohle breiche. Denn die Kommuniste werde unsre Kinner erziehe. Und wenn die Kommuniste unsre Kinner educaten, dann geht

keins von dene mehr in die Kerch und kein Poter werd mehr zu prädige breiche.

Liebe Leser und Leserinnen. Is die kommunistische Lehr besser als unsre? Wer hot die wahre Lehre, wer tut an Gott glaube, wer sogt: Du sollst net stehle, net morde und nix net Unkeisches tun, die Kommuniste oder mir? Wer tut die Wohrheit ufholte und wer tut sie bekämpfe, die Kommuniste oder mir? Wer muß aus soller Ursach die Colleges unnerstietze, wo daß die Wohrheit und die Gebote Gottes geteached werden, die Kommuniste oder mir?

Ich hob mir uf Battleford alles gut ang'schaut und ich hob die katholische Erziehung mit die hochwerdige Professors von Battleford studiert. Und ich tu soge: Leit, tu ich soge, mir breichen ein neues College. Mir breichen viel Geld, fier uf ein neues Colleges ufzubaun. Mir breichen ein großes College, fier um viele Buben uf Battleford zu hobe, was die katholische Lehr in die Welt troge.

Die hochwerdigen Oblatenpäter tun jetzt fier uf ein neues College kollekten. Wie ich desch zu meine Pauline g'sogt hob, da hot sie, was mein treues Weib und eine gut katholische Frau is, gleich zurieckgebe: „Seppel," hot sie g'sogt, „desch is unsre Pflicht, wo das mir hoben tun, sellen College Drive zu unnerstietze."

Liebe Leit. Uf unsrem Land wolln mir guden Regen hoben und gude Frucht. Unter unsre Leit ober wolln mir keine Kommuniste net und keine Ungleibige. Mir wolln dort nur gude Katholiken und viel studierte Leit, was sich uf das Ladeinische, uf die Politik, uf das Government und uf die Wertschaft auskenne tun. Mir breichen gude lawyers und doctors, was unsre Sproch kenne und unsre Religion lieben. Mir breichen Päter und Bischöfe und ich denk, ich tu net zuviel soge, wenn ich eich ufmerksam mach, desch auch ein Kardinal gut is, wenn er unsre Sproch reden tut und sich uf die Farmers auskennt.

Unnerstietze mir alle den College Drive von die Oblatenpäter, und selle Gemeinde, was am beschten unnerstietze werd, von die werd ich im Mariabot schreibe.

Mit solles grießt eich eier Freind,

Der Schusterseppel.

Schicksal des Abendlandes

Fortsetzung von Seite 10.

kerrecht; die Verderbnis der Wirtschaft und des Güterverkehrs; die Erschütterung der sozialen Ordnung. Kirchhofsluft und Grabesmoder, wohin man sich nur dreht und wendet!

Wie sagt Moses im Deuteronomium? „Ich lege vor euch Leben und Tod, und an euch ist es, zu wählen." Die Weißen Völker haben sich den Tod gewählt. Darin liegt das Schicksal Europas, Amerikas und der Weißen Rasse. Am Haß gegen den Gottmenschen gehen sie zugrunde.

Was ein ausgeglichener Mensch denkt und sagt und tut, hat immer Stil — Baut Runndbogen, baut Spitzbogen, baut Kuppeln: Baut, wie es euch liegt! Ob ihr Säulen, ob Flächen gebraucht. Wenn ihr damit nur Ewigkeit ausdrückt! Wenn ihr Ewiges habt, werdet ihr Ewiges ausdrücken, wird alles, was ihr tut, Künder, Geschenk vom Ewigen sein.

* * *

Alles wird Lied für den religiösen Menschen, für den, der in die Tiefe schaut, für den, der stark ist über alle Dinge. Wen wir nicht lieben und was wir nicht lieben, das wird für uns zum Mißton.

* * *

„Denk bei allem was du tust, du schriebest deine Geschichte in das goldene Buch der Ewigkeit."

Stein.

Ewiger Bauernstand

Auf unsren Schultern liegt die Last der Erde,
Wir tragen sie mit herrischer Gebärde,
Denn wir sind stark und stärker als die Not,
Aus Schweiß und Erde schaffen wir das Brot.

In unsrem Blute lebt ein tiefer Drang,
Der Plag' und Mühsal immer noch bezwang,
Der dunkel ringt um dieser Erde Frucht,
Der sie bezähmt und der sie ewig sucht.

In Feld und Hof ein mannigfaches Leben,
Ist zur Bewahrung uns anheimgegeben;
Wir mühn uns treulich drum, wenn auch der Schweiß
Oft nur und die Entbehrung unser Preis.

Wir wissen gut, wer alles Leben weckt,
Daß es der Himmel schenkt, daß es die Erde trägt;
Das gibt Beständigkeit und Treue unserm Sinn,
Von der Geburt bis an das Sterben hin.

Der Herr im Himmel, der ist unser Trost
Und unsre eigne Kraft, wenn uns der Feind umtost;
Die Zähne fest zusammen, die Augen hart und weit,
Ziehn wir an euch vorüber, die Säulen jeder Zeit.

Die Stirn war uns mit Dornen oft gekrönt,
Das Leben tief entrechtet und verhöhnt,
Nun sind wir frei — wir säen unsre Saat,
Wir stehn und schützen standhaft Stand und Saat.

Reinhard Bleier.

Missionswerk des Marienboten

Auf dem Deckelbild unseres neuen Marienboten sehen wir das Missionskreuz der Oblatenpatres. Unter diesem Zeichen wird der Marienbote während der kommenden Monate in die Häuser unserer Leser wandern. Es soll damit nicht gesagt sein, daß der Marienbote von jetzt ab seine Einstellung ändert. Unser Marienbote bleibt ein Familienblatt, wie er es immer war. Wir haben hier in Canada nur zwei katholische Blätter deutscher Sprache. Da ist der St. Petersbote, der von den Benediktinerpatres in Muenster herausgegeben wird, eine Wochenschrift, die nun schon seit 43 Jahren hervorragende Dienste unter unseren Katholiken leistet, und da ist der Marienbote.

Zwei katholische Blätter für so viele Katholiken wie wir sind, ist herzlich wenig. Wir können es uns nicht leisten, aus einem dieser zwei Blätter eine Missionsschrift zu machen, die womöglich nur den Missionen eines einzigen Ordens dient. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß die Oblatenpatres des Westens immer den Grundsatz gehalten haben, daß wir hier sind, um dem Volke zu dienen. Auch mit unserem Marienboten möchten wir vor allem anderen dem katholischen Volke dienen. Deshalb fahren wir fort, den Marienboten als Familienblatt und nicht als ausschließliches Missionsblatt herauszugeben. Ein Missionsblatt wäre angebracht, wo das Volk genügend mit Familienzeitungen versorgt ist. Das ist hier in Canada aber nicht der Fall. Von dem Wenigen, was unsere Leute in dieser Hinsicht haben, möchten wir ihnen nicht noch den Marienboten fortnehmen. Darum bleibt er, was er immer schon war: Eine Familienzeitschrift. die gut katholisches Denken und gut katholische Unterhaltung in die Häuser unserer Leser trägt.

Während der letzten Jahre hat sich aber vieles in der Welt geändert. Die Menschheit liegt in Wehen, und drohende Wetterwolken sagen uns, daß des Schmerzes noch lange kein Ende sei.

Es gibt nur einen einzigen Weg, der uns hineinführen kann in eine Welt, die Brot und Frieden für jeden einzelnen der Menschheit hat, und das ist der Weg Christi.

Am 31. Oktober 1942 erinnerte Papst Pius XII. durch eine Radiobotschaft an die Erscheinungen der Muttergottes in Fatima (Portugal). Pius XII. forderte die Welt auf, zurückzukehren zu den Geheimnissen der Erlösung Christi. Das heißt mit anderen Worten: Wieder Christus-Menschen zu werden, wahre Christen, die mit dem Erlöser, der das Haupt der Menschheit ist, durch Liebe und Opfer die Welt vom Fluch des Bösen erlösen.

Von der Mutter Christi selbst wurden wir durch die Fatima-Erscheinungen aufgefordert, das Rosenkranzgebet zu üben und durch die Betrachtungen der Rosenkranzgeheimnisse wieder in lebendige Beziehung mit Christus zu kommen.

Dem unbefleckten Herz der Gottesmutter, jenem Herzen, das wohl menschlich war in seinem Schlagen, das aber unberührt blieb von aller menschlichen Schuld, weihte Papst Pius XII. die ganze Welt.

In ein paar Jahren wird die katholische Kirche die Jahrhundertfeier des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis Mariens begehen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die Lehre von der Makellosigkeit der Gottesmutter feierlich von der Kirche verkündigt. Maria, der Schutz der Christenheit, ist uns heute mehr vonnöten denn je. Darum ruft die Kirche heute schon alle Katholiken auf, mit den Vorbereitungen der kommenden Jahrhundertfeier zu beginnen. Um uns die Fürsprache Mariens in dieser traurigen Zeit zu vergewissern, soll sich die Christenheit von jetzt ab tagtäglich an die Unbefleckte wenden. Tagtäglich soll ein jeder von uns Maria mit den Gebeten „Der Engel des Herrn" und „Ganz schön bist du, Maria," anrufen. (Das Gebet „Ganz schön bist du, Maria," haben wir hier für unsere Leser abgedruckt.)

Der Marienbote wird von den Oblatenpatres der St. Marienprovinz herausgegeben. Uns Oblaten wurde vom Heiligen Vater an unserem Gründungstage der Zuname „von der Unbefleckten Empfängnis" gegeben.

Wir Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis sind Missionare, die überall in der Welt, in Kultur- und in Heidenländern, den Geist Christi, der durch die Unbefleckt Empfangene sich uns so herrlich offenbart, verbreiten wollen.

Viele von uns wurden vor Jahren und Jahrzehnten von Europa nach Canada gesandt, damit wir unsere Aufgabe hier erfüllen. Heute fordert der Stellvertreter Christi Neues von uns. Vor zwei Jahren schon wurde der katholischen Welt von Rom aus mitgeteilt, daß die

Die Stationen der katholischen Weltmission

Asien	47.149 — 71,0%
Afrika	15,717 — 23,7%
Nord- und Südamerika	1.908 — 2,9%
Ozeanien	1.623 — 2,4%

Die Missionsstationen bilden die Lichtstrahlen der katholischen Weltmission. Viele von ihnen drohen zu erlöschen. Neue Lichtträger brauchen wir. Wer hilft durch Gebet und Opfer, sie vorzubereiten?

Werde Mitglied des Marianischen Missionsvereins.

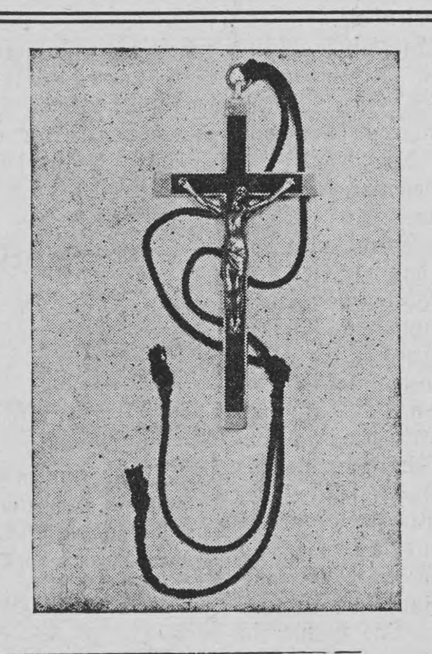
Missionen der katholischen Kirche in Gefahr stehen, zusammenzubrechen. Europa, das bis zum Jahre 1939 den größten Teil aller Missionare in den Dienst unserer Heidenmissionen gestellt hat, liegt in Ruinen. Es wird während der kommenden drei Jahrzehnte keinen Missionar aussenden können. Canada und Amerika müssen unbedingt helfen. In Canada und in Amerika muß unbedingt damit begonnen werden, große Missionsschulen zu gründen, in denen wir der Kirche neue, junge Missionare heranbilden. Auch wir Oblatenpatres können uns dieser Aufgabe nicht entziehen. Aus diesem Grunde haben wir uns entschlossen, ein neues Knabenkolleg zu bauen, aus diesem Grunde auch wird der Marienbote von jetzt ab jeden Monat seinen besonderen Missionswerk-Winkel haben.

Nun verstehen unsere Leser wohl, warum wir auf unserem Deckelblatt das Missionskreuz der Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis gestellt haben. Es soll uns das Zeichen unserer neuen Aufgaben sein: Wir wollen helfen, die Welt zurückzuführen zu den Erlösungsgeheimnissen, die Christus uns in der durchgöttlichten Menschheit der Unbefleckten so strahlend zeigt. Wir wollen helfen, der Welt ins Bewußtsein zu rufen, daß Maria immer noch die größte Hilfe der Christen ist. Wir wollen helfen, diese Wahrheiten aller Welt zu verkünden, der Christenwelt und der Heidenwelt.

Und so ist uns denn das Oblaten-Missionskreuz auf dem Deckelblatt des neuen Marienboten weit mehr als nur ein Oblatenzeichen. Zurück zu Maria, und neue Arbeit des canadischen Katholizismus am großen Missionswerk der Kirche, diese zwei großen Werke, an denen der Marienbote mitarbeiten will, suchen wir mit diesem Kreuze auszudrücken.

Zugleicher Zeit rufen wir auch zu einem neuen Werbezug für den Marianischen Missionsverein auf. Jeder Leser sollte diesem Missionsverein beitreten. Wer von unseren Lesern möchte unser Agent werden? Wer möchte neue Mitglieder für den Missionsverein werben?

Ganz schön bist du, Maria,
Ganz schön bist du, Maria.
Und kein Makel der Erbsünde ist an dir.
Und kein Makel der Erbsünde ist an dir.
Du bist der Ruhm Jerusalems,
Du bist die Freude Israels,
Du die Ehre unseres Volkes,
Du die Fürsprecherin der Sünder.
O Maria!
O Maria!
Weiseste Jungfrau,
Gütigste Mutter,
Bitte für uns,
Lege Fürsprache für uns ein bei
Jesus Christus, unserem Herrn. Amen.
(Täglich nach dem „Engel des Herrn" von jedem Katholiken zu beten.)



Pfingsten

Es ist ein ewiges Leben in Mensch und Tier und Baum,
ein schöpferisches Geben, ein Wunder und ein Traum.

Der Himmel über der Erde, die Sterne in der Nacht,
im Tod ein neues: Werde! in Schwachheit Gottes Kraft.

Ein ewig Liebeswalten in allem Haß der Welt,
ein mächtig Neugestalten, wenn Brüchiges zerfällt.

Wir werden nicht erliegen, ob auch die Hölle naht.
Es wird das Leben siegen, die Liebe und die Tat.

Jakob Friedli.

Der Beobachter



In der Religion haben wir schwer mit dem Teufel zu schaffen. In der Politik und im wirtschaftlichen Leben heißen die Versucher: Macht und Blut. Die Organisation der „Vereinigten Nationen" scheint herzhafte Bisse in die Aepfel zu machen, die ihr von diesen zwei Versuchern dargereicht werden. Eine einheitliche Welt mit einheitlichen Gesetzen, Prinzipien und Rechten will uns die U.N. Organisation geben. Die Welt wird aber noch warten müssen, wie sie ja immer schon gewartet hat, bis die große Einheit erscheint. Vorläufig wird immer noch darum gestritten, welches Reiches Gesetze und Wünsche und Träume zum internationalen Rechtsbuch werden sollen. Jeder Diplomat will sein Land zur Basis der neuen Welt machen — und keiner will opfern. Es gibt eben nur sehr wenig Neues unter der Sonne Gottes. Alles ist alt, alles wiederholt sich, selbst die Geschichte, die wir nach „neuen" Plänen machen. Das kommt so und nicht anders, weil der Mensch selbst noch kein Neuer geworden ist.

In der Zwischenzeit jammern die Völker Europas unter den Ruinen eines materiellen, politischen, moralen und intelektuellen Zusammenbruchs wie ihn die Weltgeschichte zum ersten Mal erlebt. Hunger sitzt am Tisch von hunderten von Millionen Menschen. Und neben dem Hunger stehen Schwindsucht, Seuchen, Geschlechtskrankheiten und Tod. Ein englisches Blatt schreibt über die Zustände in Deutschland: „In einem Teil des deutschen Industriegebietes gibt es seit Januar keine Kartoffeln. Eier kennt man nur dem Namen nach. Die Brotrationen werden beschnitten. Kohle oder Gas gibt es nicht einmal in den Krankenhäusern. Die Leute tragen ihre letzten Kleider. Es werden dort mehr Menschen an Seuchen als vor Hunger sterben. Eine der allerschlimmsten Früchte dieser Not zeigt sich in der Demoralisierung der deutschen Frauen. Für fünfzig Zigaretten verkaufen sie ihre Leiber. Für diese fünfzig Zigaretten erhalten sie von Schwarzmarkthändlern ungefähr dasselbe, was sie oder ihre Männer in einem Monat verdienen könnten. Für fünfzig Zigaretten brauchen sie nur mit einem Soldaten eine Woche zusammenzuleben. Dieses „Zusammenleben" wird als lohnende Einkunftsquelle betrachtet und — benutzt. In Hamburg wurde die Nahrungsration auf ungefähr 900 Kalorien herabgesetzt. Man fürchtet ein Herabgehen auf 700 Kalorien per Tag. Ein großes Plakat im Hamburger Bahnhof verkündigte: „Wer die Nahrungskarten Nr. 86 überlebt, der trete der kommunistischen Partei bei."

Wie überfüllt unsere „neue Welt" noch an alten Gerissenheiten ist, zeigten die letzten Wahlen in Belgien. Jeder Belgier, der das vierzigste Lebensjahr überschritten hat, mußte Beweise seiner „Landestreue" bringen, ehe ihm das Recht zur Wahl gegeben wurde. Auf diese Weise wurden hunderttausende von der Wahl ausgeschlossen. Unter den Ausgeschlossenen war die katholische Oppositionspartei auffallend stark vertreten. Am Vorabend der Wahl wurden selbst Priester verhaftet, die man gleich nach den Wahlen wieder freiließ. Im Gefängnis konnten sie ihre Stimmen nicht abgeben. Soldaten durften überhaupt nicht wählen. Kurz vor den Wahlen zog man alle jungen Männer ein, deren Stimmen man nicht wollte. Im ganzen waren es 322,000 Leute, denen man auf irgendeine Weise den Gang zur Wahlurne verstellte. Rote Politik.

In Polen sucht man die kirchlichen Authoritäten immer mehr von Rom abzuschneiden. Die polnischen Bischöfe wissen fast garnichts über die Verfolgung der ukrainischen Kirche in Polen vonseiten der Russen. Kardinal Sapieha las davon zum ersten Mal, als er in Rom war, seine Kardinalswürde zu empfangen.

In Deutschland beginnt die katholische Presse langsam wieder zum Leben zu erwachen. Im Januar d.J. erschien in Frankfurt am Main die erste Nachkriegsnummer des St. Georgblattes. München hat wieder sein Diözesanblatt, in Freiburg erscheint das Katholische Kirchenblatt, und in Berlin das Petrusblatt. In kurzer Zeit wird auch die weitbekannte Monatsschrift der deutschen Jesuiten „Stimmen der Zeit" wieder herausgegeben werden. Das größte katholische Verlaghaus Deutschlands, die Firma Herder, hat bereits mit der Herausgabe neuer deutscher katholischer Bücher begonnen. Das erste katholische Buch der Nachkriegszeit, das in Deutschland erscheinen wird, ist ein Werk des katholischen Schriftstellers Reinhold Schneider. Es wird den Titel „Gedanken des Friedens" tragen.

ES FIEL EIN REIF

Roman von Henriette Brey

(Fortsetzung)

Da riß der in die Enge Getriebene das Büchlein aus dem Rock und hielt es ihm hin in einer Art Trotz. Und dann brach es wie Verzweiflung aus ihm: „Nehmt mich doch! Nehmt mich doch! Bitt' Euch um Gotteswillen! Ich will ja gern arbeiten, will ein besserer Mensch werden . . . . Aber keiner nimmt mich. Sie hetzen mich von Ort zu Ort . . . . wie einen Wolf. Meister, versucht es mit mir! Ich bitt' Euch!"

Bedenklich las der gutmütige Mann die fatalen Papiere. Dann blickte er unschlüssig in das abgemagerte Gesicht. Sollte er den Unglücklichen wieder hinausstoßen wie ein wildes Tier? Wenn er ihn nun zu einer Verzweiflungstat trieb?

Nachdenklich ließ der Meister seinen glänzendblonden Bart durch die Finger gleiten und nickte dann dem ihn angstvoll Anstarrenden zu.

„In Gottes Namen denn!" so entschied er zuletzt und ließ den erleichtert Aufseufzenden in die warme Stube treten.

Aber — das behielt der Meister sich noch aus — das vom Zuchthaus dürfe der neue Geselle seinen Mitgesellen nicht sagen! Und im übrigen: „Guten Mut und Kopf hoch! Es hat mehr als einer einen dunklen Punkt im Leben. . . Man kann sich wieder emporreißen!"

Etwa eine Woche lang arbeitete Lorenz bei dem gutherzigen Meister und begann schon freier zu atmen. Doch da kam es plötzlich durch irgend einen unglücklichen Zufall heraus, daß er ein ehemaliger Sträfling sei — und sofort legten die andern Gesellen, die dem heruntergekommenen „Fremden" ohnehin nicht grün waren, entrüstet die Arbeit nieder und erklärten dem Meister, mit „so einem" zusammen arbeiteten sie nicht!

Was dieser auch einwenden mochte und an Vernunftgründen vorbrachte — es half nichts. Der unerwünschte Genosse mußte sein Bündel schnüren und wandern.

Böse Tage begannen wieder. Was nützte ihm der beste Wille? Niemand von diesen Selbstgerechten streckte ihm die Hand hin, die ihn aus der Tiefe emporzog.

Doch noch einmal glomm ein Fünkchen Hoffnung auf. Unerwartet fand der Wandernde Beschäftigung als Handlanger bei einem städtischen Neubau. Aber — schon am zweiten Tage ereilte ihn wieder das feindliche Geschick.

Ein Beamter kam auf den Bauplatz, um irgend etwas zu revidieren. Ein paar der neu eingestellten Arbeiter waren noch nicht angemeldet, und der Beamte, ein sich wichtig gebärdender schnauzbärtiger Mensch mit rotem, feistem Gesicht, forderte ihre Ausweispapiere.

Graf erschrak, wurde rot und bleich. Aber da nützte ja kein Sich-Wehren, es war eben Vorschrift. Zögernd nur rückte er mit den Papieren heraus.

Der scheue Blick machte den andern erst aufmerksam. Er schlug die Blätter auseinander — und nahm plötzlich eine strenge Amtsmiene an. Seine Stirn runzelte sich.

„Hm, hm . . . das ist ja sehr erbaulich," knurrte er mit hochgezogenen Augenbrauen. „Na, da hat Herr Beckmann ja einen saubern Vogel eingestellt! So ein Subjekt!"

Neugierig horchten die andern auf und traten näher. Aufbrausend wollte Lorenz ihm das Buch entreißen. Aber ein verächtlicher Blick bannte ihn. Erbarmungslos las der Uniformierte: „Lorenz Graf, gebürtig aus Forst in Thüringen, verbüßte wegen Diebstahl unter erschwerenden Umständen und wegen Brandstiftung sieben Jahre im Zuchthause zu Ellerfeld."

Erstarrt in Wut und Scham stand der arme Mensch. Wieder an den Pranger gestellt!

Sein Gesicht wurde fahl; es zuckte und zerrte darin. Keuchend ging sein Atem. Nur mühsam noch hielt er sich zurück.

Aufgeregt sprachen die Arbeiter durcheinander.

„Wat? En Zuchthäusler is dat? Da arbeit' icke nich mehr mit zusammen!" schrie einer.

„Hab' ick mir gleich so wat gedacht," rief ein anderer. „Der Kerl kam mir so verdächtig vor. Sieht ja aus wie et leibhaftige böse Gewissen! Da können wir unsere Geldbeutel nur immer bei uns halten oder gehörig verstecken. So einer läßt nix liegen wie glühend Eisen."

„Und Graf heißt er auch noch!" höhnte ein junger Bursche. „Wat denn wohl für'n Graf? Schloßgraf oder Landgraf oder . . ."

„Schloßgraf, Schloßgraf!" lachten die andern. „Hat ja hinter Schloß und Riegel gesessen!"

„Na, Landgraf doch auch, so einer von der Landstraße!"

„Oder Gaugraf — Gaunergraf! Haha!“

„Soll nächstens wohl Raubgraf heißen und . . .“

Mit einem fast tierischen Laut stürzte sich der Geächtete auf den zuletzt Sprechenden und krallte ihm die Faust um die Gurgel. Aber die andern Männer sprangen herzu und hielten den Wütenden fest wie mit Klammern. Er besann sich auch sofort und ließ die Arme schlaff sinken.

Und das war sein Glück. Sonst hätte er wieder ins Zuchthaus gemußt. So aber erhielt er „bloß“ sechs Wochen Gefängnis.

Erleichtert atmete er bei dem Urteilsspruch auf. Gut so! Das war ihm ganz willkommen! Da brauchte er wenigstens nicht mehr Hunger und Kälte zu leiden.

Wirklich, ein guter Stern hatte ihm geleuchtet!

17.

Die Wiesen und Halden dampften in der Morgensonne. Blauduftige Schleier wogten um Baum und Strauch und zergingen wie ein Hauch vor dem goldenen Leuchten.

In Myriaden sonnensprühenden Tropfen funkelte der Tau. Jedes Laubblatt, jeder Grashalm war mit glitzernden Perlchen besetzt. Die Grannen der Getreidehalme sprühten bei jeder Bewegung im leisen Windhauch. Das Kleefeld lag ausgebreitet wie ein diamantenblitzender Riesenteppich, in dem es von allen Regnbogenfarben schimmerte, und in dem die dunkelsammetnen Kleeblumen wie lichtsprühende Rosen standen.

Das junge Landmädchen, das mit der Sichel in der Hand auf ihres Vater Kleefeld stand, schien die unberührte Schönheit dieses Sommermorgens auch zu empfinden. Sie ließ die Augen über all das Gefunkel schweifen, über das angrenzende Kornfeld, das segenschwer stand, und dessen Silbergrün sich schon in blasses Aehrengold wandelte, von brennrotem Mohn wie von Flammenzungen durchsprenkelt. Sie lauschte dem Morgenchor der Vögel in den Büschen jenseits der Landstraße, welcher der einzige Klang in dieser Taufrühe war.

Leise nur flüsterten Busch und Halden. So still noch lagen Felder und Wiesen, als atmete die Natur geruhig in Werde- und Reifeschönheit. So rein war noch alles, wie eben aus Gottes Händen kommend, noch unentweiht von Menschendingen und Menschentun. Kein böser Gedanke, kein Fluch entweihte noch diese Frühe, keine Sünde war noch in ihr geschehen.

Es war, als ginge Gott selber segnend durch seine geliebte Schöpfung.

Von der Dorfkirche her kam das Morgenläuten. Die Klänge schwebten wie frommes Beten über die atmenden Felder.

Unwillkürlich faltete das Mädchen die Hände zu andächtigem Gebet.

Dann knüpfte sie ein weißes Kopftuch über das weizenblonde Haar und fing an, den Futterklee zu schneiden. Von Zeit zu Zeit trug sie einen Arm voll des duftenden Klees zum Rande des Feldes, das an die Landstraße stieß, und legte es dort auf ein großes ausgebreitetes Sackleinen.

Prüfend wog sie, ob sie es noch tragen könne, und sichelte dann weiter.

Endlich schien es genug zu sein. Sie schichtete den Klee hoch auf und band die vier Zipfel des Tuches fest darüber zusammen.

Eine Weile mußte sie verschnaufen. Sie nahm das Kopftuch ab und wischte sich dabei die feinen Perltröpfchen aus der Stirn. Dann hockte sie am Grabenrand nieder, um sich die Futterlast auf den Kopf zu schieben.

Aber das ging nicht. Sie hatte sich wohl etwas übernommen; die Last wog allzu schwer und drückte ihr die Schultern nieder.

Ratlos sah sie nach vergeblichem Abmühen darauf. Ob sie etwas Klee herausnahm und liegen ließ? Es wäre schade. Die Sonne würde ihn rasch dörren. Und frisch hatten die Kühe ihn gerade am liebsten.

Unmut krauste ihre Stirn. Ach was, es ging doch wohl! Nur noch mal versuchen!

„Das ist zu schwer für dich, Mädchen,“ kam plötzlich von der andern Seite der Landstraße, wo sich das Buschwerk hinzog, eine Stimme. „Wart', ich will dir ein bißchen helfen.“

Ueberrascht wandte sie sich um und sah durch das Strauchwerk zwei Augen auf sich gerichtet. Aus dem jenseitigen Graben erhob sich jetzt ein langer schlanker Mensch und kam auf sie zu.

Sie erschrak etwas. Wo kam der Fremde her? Hatte er sie schon lange beobachtet? Etwa die Nacht hindurch im Grünen geschlafen? War's ein Vagabund? Ein Landstreicher?

Ein wenig ärgerlich sah sie ihm entgegen. Nein, dafür war sein Rock zu gut. Er sah ganz ordentlich aus, Kleider, Hut und Schuhe anständig. Bloß so bleich und fahl, so . . . sie wußte so recht nicht, was ihr an dem seltsam bleichen Menschen unangenehm auffiel. Etwas Scheues, Verschlagenes . . . Und sie war allein auf dem weiten Felde. Nirgendwo ein Mensch. Man hörte so allerlei, las auch im Blättchen von Ueberfällen . . .

Abweisend sagte sie: „Nein, danke, es geht.“ Und versuchte hastig, das schwere Bündel zu heben.

Spöttisch sah der Fremde ihr zu. „Hast wohl Angst vor mir, Mädchen? Ich tu dir schon nichts; sei ohne Sorge.“

Sie wurde rot und warf den Kopf in den Nacken. „Weshalb sollt' ich bange sein? Ich denk', Ihr seid ein anständiger Mensch.“

Er lachte kurz auf. „Wer weiß! Die Kleider tun's nicht immer. Es gibt Lumpen sogar in Sammet und Seide.“

Das Mädchen nickte. „Das schon. Aber Ihr seid keiner!“

Er sagte nichts darauf. Dann griff er nach der schweren Kleelast.

„Ich trag' dir das . . . Ist zu schwer für dich,“ fügte er hinzu und sah forschend in ihr von der Anstrengung gerötetes Gesicht, das feine Züge und eine auffallend zarte Haut zeigte. „Nein, keine Widerrede; ich hab' Zeit, hab' nichts zu tun. Wo soll's denn hin?“

Sie zögerte noch. Wie kam der fremde Mensch da-

zu, so eigenmächtig . . . Aber sie konnte es wirklich nicht fortschaffen.

„Dort drüben, wo das rote Scheunendach zwischen den Bäumen herausschaut; 's ist Schlaghölters Hof. Ich bin die Tochter. Lena Schlaghölter. Wie heißt Ihr denn?"

Er überhörte die Frage und schritt neben ihr her. Dann begann er: „Kann der Knecht denn nicht mit dem Pferd eine Ladung Klee holen? Das ist doch bequemer. Ihr scheint nicht überstark zu sein für so schwere Arbeit."

Sie zuckte die Achseln. „Es fällt mir auch hart; bin früher viel krank gewesen. Aber der Johann, was unser Knecht ist, der hat letzte Woche plötzlich nach Haus gehen müssen. Sein Vater ist gestorben, da muß er die eigene kleine Ackerwirtschaft übernehmen. Nein, einen Bruder hab' ich nicht," beantwortete sie seine unausgesprochene Frage, „der ist schon mit zwölf Jahren an Scharlach gestorben. Bin das einzige Kind."

„Lebt der Vater nicht mehr "

„O ja. Ist auch noch recht rüstig. Aber das ist es gerade" — sie seufzte unwillkürlich — „er hat sich mit der Sense beim Grasmähen in den Fuß geschnitten. 's ist arg tief gegangen. Erst hat der Schäfer daran kuriert, aber nun ist Entzündung dazu gekommen; da haben wir den Doktor geholt. Vater kann noch lang damit sitzen. Und gerade jetzt in der schlimmsten Arbeit! Noch vierzehn Tage, dann ist Erntezeit. Und kein ordentlicher Knecht derweil zu kriegen! Da ist natürlich Vater arg verdrießlich — wie Mannsleut halt sind —" schloß sie entschuldigend. „Da kann einen auch schon die Ungeduld packen!"

Der Mann neben ihr hörte aufmerksam zu — mit einem gespannten Zug im Gesicht. Eine plötzliche Hoffnung stieg in ihm auf.

„Und da sucht Ihr einen Knecht?" fragte er; seine Stimme klang merkwürdig erregt.

„Ja. Es kann Winter werden, bis Vaters Fuß heil ist. Er kann keinen Schritt damit tun. Es sei Sehnenscheidenentzündung, sagt der Doktor. Unser Hof ist nur klein, aber mit Tagelöhnern allein geht's doch nicht. Ich tu ja schon, was ich kann, aber . . . Ihr seht ja — —. Doch da schwätz' ich von mir selbst," unterbrach sie sich und errötete. „Ist der Klee nicht zu schwer Ihr seid wohl krank gewesen?"

„Weshalb?"

„O ich mein' bloß, weil Ihr so arg bleich seid, so wie nach schwerer Krankheit, oder wenn einer lang in der Stube gesessen hat."

„Kann schon stimmen," brummte der andere. Und dann unvermittelt: „Könnt' ich nicht bei Euch Knecht sein, Lena Schlaghölter — so heißt Ihr ja, nicht wahr?"

„Bei uns Knecht?" Ueberrascht blickte sie ihn an. „Ja, seid Ihr denn nicht in Stellung oder so was?"

„Ich hab' keine Arbeit."

„Ach so. Gewiß habt Ihr durch die Krankheit die Stelle verloren. Was seid Ihr denn von Beruf?"

„Schreiner; aber ich versteh' alle Ackerarbeit. Hab' früher bei meinen Pflegeeltern immer die Feldarbeit tun müssen, und später in der B . . . in einem großen Betrieb auch."

Sie nickte. Also ein arbeitsloser Geselle! Sie sah ihn von der Seite an. Wie alt mochte er sein? Er konnte ebensowohl fünfzig als dreißig Jahre sein bei diesem farblosen Gesicht.

„Aber schönes braunes Kraushaar hat er," dachte sie. Und — unheimlich sah er eigentlich doch nicht aus, wie sie anfangs gemeint hatte; eher bedrückt. Nun ja, arbeitslos zu sein, das war nicht so leicht. Das Wanderleben mochte ihm hart fallen.

„Aber Schreiner können doch wohl jetzt Arbeit kriegen?" fragte sie ungewiß. „Es wird doch überall so viel gebaut."

„Ich bin mehr Möbelschreiner, Zimmermann . . Nun, wie ist es? Ob Euer Vater mich wohl nähme? Legt doch ein Wort für mich ein. Es ist schwer, so ohne Obdach hinzuwandern."

Bittend sah Lorenz Graf das Mädchen an. Und hatte in diesem Augenblick den brennenden Wunsch, ein anderes Leben anfangen zu können.

Er segnete heimlich den Umstand, daß er die neuen Kleider, die er nach seiner letzten Entlassung aus dem Gefängnis von seinem Verdienst erhielt, nicht gleich benutzt hatte, sondern sie in einem Bündel mit sich trug, bis die alte Kluft völlig zerschlissen und sein Haar wieder kraus gewachsen war. So hatte er jetzt wenigstens ein anständiges Aeußere. Das hob seinen Mut.

„So kommt mit; ich will mit Vater sprechen."

Beklommen schritt der entlassene Zuchthäusler neben dem ahnungslosen Mädchen her.

„Herrgott, wenn du wirklich da droben im Himmel bist, wie sie sagen, dann laß es gelingen!" so flehten stumm seine Gedanken, ohne daß er ihnen Form zu geben vermochte.

Eine Lerche stieg von einem Kornfeld steilrecht tirilierend in die Luft, und ihre Jubellieder rieselten wie silberne Tropfen herab. Die Wiesenblumen flüsterten miteinander. Leise raunten die Kornwellen. Es seufzte im Aehrenfeld. Die Wachtel darin duckte fester ihre mütterlich-warmen Flügel über das Nest am Grund, darin ihre nackten Jungen wohlgeborgen schliefen.

Heckenrosen am taufunkelnden Rain schlugen ihre Traumaugen auf und lächelten den fremden Mann an, dem im verbitterten Gemüt plötzlich ein neues Hoffen erblühen wollte.

Fremder Mann, wirst du eine Heimstatt finden? Glück und Weh liegen nahe beisammen . . .

Wie ein feines Zittern rann es durch die Blütenblätter der wilden Rosen, die wie Herzen um den goldenen Kelch sich reihten . . . Es fällt oft ein Reif auf Blüten und auf Herzen.

Fremder Mann, du Heimatloser . . .

* * *

Eine Stunde später war Lorenz Graf Knecht auf dem Schlaghöltershof.

Es war nicht so glatt abgegangen, trotz der Tochter Bitten. Der schwächlich scheinende Mensch deuchte

dem Hofbesitzer nicht an grobe Bauernarbeit gewöhnt.

Mißmutig wiegte er den grauen Kopf und schupfte die Schultern.

„O ich bin stärker als es aussieht, Bauer! Und wenn Ihr ein paar Tage Geduld habt . . . Wenn ich mich erst eingearbeitet habe, dann sollt Ihr zufrieden sein," sagte der Fremde rasch. Angst saß ihm wie eine würgende Faust im Nacken. „Ich laß mir gern alles zeigen, was ich nicht weiß, und verlang wenig Lohn. Versucht es mit mir."

Lena Schlaghölter kam ihm wieder zur Hilfe. Der arme Mensch tat ihr leid.

„Vater, die Kartoffeln müssen gehackt und gehäufelt werden; und der Roggen ist schon gelb. Webers Thres hat abgesagt, ihre Mutter ist krank; und Schermbecks Pitter muß zum Schultenbauern."

Verdrießlich kratzte der Alte mit dem Mundstück der Pfeife sich hinter dem Ohr.

Ja, ja, kein Dienstvolk zu kriegen in dieser Zeit! Verwünscht, daß er gerade jetzt mit gesundem Leib um so einen dummen Fuß da hocken mußte wie ein lahmer Gaul! Aber was half's? Die Arbeit drängte und stieß. An einen richtigen Knecht war jetzt nicht zu denken.

Nun, in der Not frißt der Teufel Fliegen. Man könnt's ja probieren — man ist ja nicht aneinander geheiratet!

Die Bäuerin kam hüstelnd herein. Sie war eine gutmütige, stille Frau, der die Arbeit die schmalen Schultern vorzeitig niederdrückte. Sie war froh um die unerwartete Hilfe, denn ihr Mann wurde jeden Tag übellauniger und reizbarer vor Ungeduld.

„Vater, versuch' et doch," redete sie ihm zu, „'s wird schon gehen. Und da ist doch auch der alte Wiesenkötter, der kann dem Lorenz — Lorenz heißt du ja? — kann ihm alles zeigen. Der weiß ja, wie alles sein muß."

„Na, gut denn. Kannst bei uns bleiben als Knecht, Lorenz," nickte der Bauer und zog seinen Beutel, um den üblichen Mietstaler hervorzukramen.

Lorenz stammelte ein paar Worte. Seine Stimme klang zitternd. Lasten sanken von ihm. Einen Blick heißen Dankes sandte er dem blondhaarigen Mädchen nach, das mit freundlichem Nicken der Mutter aus der Stube folgte.

Aber fast wäre die Sache im letzten Augenblich noch gescheitert; und zwar, als der Bauer das „Dienstbuch" forderte.

„Ich hab kein Dienstbuch, war doch nicht in Dienst."

„Nun, dann das Handwerksbuch oder Wanderbuch. Bei irgendwem hast du doch gearbeitet, hast doch Zeugnisse, Papiere! Man muß doch wissen, wen man unter sein Dach nimmt."

„Das . .. ich hab's verloren —" murmelte der andere.

Scharf sah der Bauer den neuen Knecht an. „Quatsch! Wer das glaubt! Darfst sie wohl nicht zeigen, heh? Heraus damit!"

Stumm sah Lorenz Graf geradeaus. Vor seinen Augen wollte ein Eiland des Friedens versinken.

Unter buschigen Brauen hervor blickte der Bauer forschend auf den Schweigenden.

„Hast vielleicht was mit dem Gericht zu tun gehabt? Etwa — Gefängnis, was? . . . Na, dann scher' dich nur gleich weiter. So einen nehm' ich nicht als Knecht."

Kreideweiß griff der andere nach seinem Hut, blieb aber steif stehen.

„Ja . . . ich hab' gesessen!" stieß er brutal heraus. „Was geht's Euch an? Ich hab' ehrlich arbeiten wollen. Was kümmert Euch meine Vergangenheit? Das kann jedem passieren, so was mit Gesetz und Gericht. Es laufen genug herum, die mehr verbrochen haben als ich, und jeder zieht den Hut vor ihnen. Ich frag' Euch auch nicht, was Ihr in Eurem Leben schon angestellt habt . . ."

Mit zuckenden Händen drückte er den Hut zusammen und strich ihn wieder glatt.

Ein Weh krallte sich ihm ins Herz. Er wäre so gern hiergeblieben!

Dem Bauern entfiel die Pfeife, so verblüffte ihn dieser Ausbruch. Donnerwetter, so eine Frechheit! Der Kerl da sagte ihm wahrhaftig ins Gesicht . . .

Die Stirnadern schwollen ihm. Aber dann — es war seltsam ... Kourage hatte der Bursche!

Der Bauer blinzelte zu dem Fremden hinüber, der mit finsterer Stirn da stand.

Uebrigens — so ganz unrecht hatte der Kerl nicht. Es war vielleicht nichts Schlimmes gewesen — man weiß ja, so junge Bprschen raufen mal gern, gehen auch mal heimlich mit der Flinte los, na ja. Dann braucht's nicht viel, um mit dem Gericht aneinander zu geraten. Und keiner gesteht gern eine verbüßte Haft ein.

Hm . . . frech war der Mensch: „Ich frag' Euch auch nicht, Bauer, was Ihr im Leben schon verpetzt habt . . ." Na ja, einen ganz sauberen Kittel hat wohl keiner, wenn man genauer zusieht. Wenn mal ein Hase vom Schultenhof sich zu ihm, dem Schlaghölter, verirrte, schickte er ihn keineswegs zurück. Und, hm, der Rehbraten damals schmeckte auch nicht schlecht — —. Und eine heimliche Flinte hatte er in jungen Jahren auch besessen. Wenn sie ihn da manchmal erwischt hätten!

Er nickte ein paarmal und sagtte dann gutmütig polternd: „Na gut, magst deine Geheimnisse für dich behalten. Ich will's versuchen mit dir. Aber daß du dich gut führst, bitt' ich mir aus! Uebrigens, eine freche Schnauze hast du doch! Bist ein ganz verfluchter Kerl! Also hier, Lorenz, dein Mietstaler. Und nun laß dich in der Küche erst mal abfüttern von den Frauleuten. Dann sollen sie dir die Felder und das Vieh zeigen, und heute abend bereden wir zusammen die Arbeit."

Mit einem Herzen, in dem alle Vögel sangen, trat Lorenz in die Küche, wo Lena Schlaghölter ihm mit frohen Augen entgegensah.

Schnell trat er zu ihr, ergriff ihre beiden Hände und preßte sie.

„Ich danke dir, Lena," sagte er mit glücklichem Blick, — „ich danke dir . . ."

(Fortsetzung folgt)

„Ich bin der heilige Joseph"

Von P. Paul Humpert O.M.J.

Meister Peter kam von der Arbeit heim. Die blaue Schreinerschürze schief aufgebunden, das Winkelmaß über die Schulter gehängt, die Säge in der Hand und die Schirmkappe etwas schief auf dem linken Ohr, Richtung Ost-Süd-Ost.

So trug er seine Mütze stets, wenn er gut gelaunt war, und gut gelaunt war er immer, besonders, wenn er so einen alten, guten Münsterländer Korn mit köstlichem Behagen geschlürft hatte. Dazu war er allerdings heute tatsächlich noch nicht gekommen, aber im Geiste hatte er schon alle guten Schnäpse und Liköre zu sich genommen, deren Anpreisung auf dem Wege so verlockend zu ihm gesprochen hatte, den „Steinhäger," den „Mampe," den „Asbach uralt" und wie sie alle hießen. Heute prikkelten sie ihm doppelt scharf in die Nase, denn es war Lohntag, und die silbernen Möpse hüpften ihm ganz vergnügt in der Tasche umher und wollten mit aller Gewalt hinaus.

Gar zu gerne hätte er sie auch herausgelassen und sich wieder einmal so einen kleinen, niedlichen, beglückenden Rausch in die verstaubte Alltagsseele gezaubert, aber — aber — —! Auf dem Boden eines jeden Gläschens, das er im Geiste unter seinen Schnurrbart geschoben, starrte ihm stets das Blitze speiende Antlitz seiner vielholden Frau Sybilla entgegen, und ihre Donnerstimme hallte ihm im Ohre wider: „Wart, ich helf dir! Wenn du noch einmal — —"

Da verwandelte sich ihm das köstlichste Schnäpschen und der süßeste Likör gleich in einen Magenbitter.

Nein, nein, er wollte auch gar nicht. Er wollte Frieden halten mit seiner Frau Sybilla und zu diesem Zwecke gern auf ein Gläschen verzichten, das sonst zu seiner bescheidenen Seligkeit gehörte.

War es nun der tapfere Sieg, den er über sich selbst gewonnen, waren es die Schnäpse, die er wenigstens geistigerweise genossen, war es überhaupt sein sonniges Wesen — es lag wie eine stille Heiterkeit auf seinem Gesichte, breit und leuchtend, als er so seines Weges daherschritt.

Das sah Professor Holtermann, der gerade desselben Weges kam und sein Künstlerauge blieb wie bezaubert auf dem Antlitz des Meisters Peter hängen. Tausendnochemal, das war ja der hl. Joseph, den er suchte! Welch ein Glück! Rasch entschlossen ging er auf ihn zu und redete ihn an:

„Guten Tag, Meister!"

„Guten Tag," sagte Peter etwas verlegen und schob seine Mütze von Süd-Ost nach Nord-West.

„Kann ich Sie einen Augenblick sprechen?"

„Mich?" dehnte Peter erstaunt die Frage.

„Jawohl, gewiß, Sie möchte ich sprechen."

Meister Peter schaute an der vornehmen Gestalt des Malers herauf und herunter, musterte den wallenden Lockenkopf des Künstlers und wußte nicht recht, was er sagen sollte. Aber schon hatte ihn Professor Holtermann beim Arme gefaßt und ihn sanft auf eine Bank gedrückt, die in den städtischen Anlagen stand.

„Hören Sie mal zu," sagte er jetzt zu Peter, der sich noch immer nicht in die eigenartige Lage finden konnte.

„Ja, was is denn? Wat wollen Sie denn eigentlich von mir? Ich kenne Se ja gar nicht."

„Ach ja, verzeihen Sie, ich habe vergessen, mich vorzustellen, ich bin Professor Holtermann von der Malerakademie."

„Ja, aber wat wollen Se denn ausgerechnet von mir?"

„Hören Sie nur. Ich habe den Auftrag bekommen, für eine Kirche das Bild des heiligen Joseph zu malen, und dazu brauche ich jemand, der mir zu dem Bilde Modell sitzt. Und das sollen Sie tun."

„Wat soll ich sitzen? — Modell? — Wat is dat? — So'n Dier hab ich mein Lebdestages noch nicht gesehen. Nä, Se wollen mich wohl für 'ne Jeck halten. Suchen Se sich jefälligst 'ne andere Affe dofür und lassen Se 'nen ehrlichen Meister domet in Ruh."

Und schon wollte sich Meister Peter erheben und entrüstet seines Weges weiter ziehen. Aber Professor Holtermann zwang ihn wieder fest und sicher auf die Bank und sagte:

„Nun seien Sie doch vernünftig und hören Sie mich doch zu Ende."

„Wat — vernünftig? Vernünftig bin ich immer."

„Nun ja, dann seien Sie es heute mal ganz besonders.

Sie sind doch katholisch, nicht wahr?" wandte er sich nun wie in einem Frontangriff an Peter.

„Woher wissen Se denn dat?"

„Das sehe ich Ihnen doch an. Sie haben Ihren Taufschein im Gesicht stehen."

Das machte Eindruck auf Peter. Es kam das Gefühl über ihn, daß er es mit einem überlegenen Menschen zu tun hatte. Das machte ihn gefügig, denn er war es von seiner Frau Sybilla her so gewohnt.

„Jawohl, ich bin katholisch — bis auf die Knochen."

„Nun, dann werden Sie auch verstehen, was ich Ihnen jetzt sage. Sehen Sie mal, wenn ich den hl. Joseph in würdiger Weise darstellen soll, so muß ich gleichsam eine Vorlage haben, ein Gesicht, das gewissermaßen dem Bilde entspricht, das ich selbst vom Heiligen, den ich malen soll, schon in der Seele trage. Und wie ich Sie soeben daher kommen sah, da war es mir mit einem Male klar, daß Sie der Mann sind, den ich brauche."

„Meinen Se?" fragte Peter, jetzt schon etwas entgegenkommender im Ton.

„Doch, doch. Es liegt so etwas männlich Festes in Ihrem Gesicht, abgeklärt von innerer Ruhe und Heiterkeit."

„Wenn Se dat nur mal meiner Frau sagen wollten," meinte Peter jetzt mit innerster Anteilnahme.

„Wieso?"

„Die sagt immer, ich wär' 'ne fiese Möpp."

„Wie dem auch sei — das wird sie von jetzt an nicht mehr sagen können, wenn Sie als heiliger Joseph in der Rochuskirche auf dem Altare stehen."

„Dat is wahr," rief Peter und sprang freudig bewegt auf. „Da haben Se recht, Herr Professor. Ich mach dat mit dem Modell. Wann soll ich kommen?"

„Morgen früh um acht Uhr. Mein Atelier ist in der Schillerstraße neun."

Ein Handschlag, und Meister Peter war als heiliger Joseph verpflichtet.

Wie er nun so seines Weges weiterging, kam es ihm erst recht zum Bewußtsein, was sich Großes mit ihm ereignet hatte. Bisher hatte er nicht viel gegolten bei seinen Mitmenschen. Einer von vielen Meistern war er gewesen, bieder und treu, es konnte ihm keiner was nachsagen, aber Aufhebens hatte man nicht viel von ihm gemacht. Aber jetzt sollte er der heilige Joseph werden — was würden die andern Augen machen, wenn sie davon hörten!

Und erst seine Frau Sybilla! Er schob seine Mütze wieder nach Ost-Süd-Ost vor lauter Freude über das Gesicht, das seine Alte machen würde, wenn er ihr sagen könnte: „Ich bin der heilige Joseph." Da sollte ihr das ewige Schimpfen und Poltern schon vergehen. Da könnte sie ihren „fiesen Möpp" anderswo spazieren führen.

Und wie er sich weiter in diesen frohen Gedanken hinein versenkte, kam eine ganz unbändige Heiterkeit über ihn. Jetzt fehlte nur noch eins, und seine Seligkeit wäre vollkommen gewesen; nur so ein ganz kleiner, alter Münsterländer Korn fehlte ihm.

Sollte er sich einen gönnen? — Seine Zunge brannte. Die Silberfüchse in seiner Tasche hüpften wieder ungebärdig auf, und grade — ja, das fehlte auch noch — grade kam er an seiner Stammkneipe vorbei. Es rang und kämpfte und tobte in ihm. Aber nein, er sollte ja morgen der heilige Joseph sein, da geziemte sich wirklich kein Schnäpschen.

Doch halt — der Gedanke stand plötzlich vor ihm und wollte nicht mehr weichen — sollte der heilige Joseph nicht auch hin und wieder so einen kleinen Münsterländer Korn getrunken haben? In der Biblischen Geschichte hatte nichts davon gestanden, das wußte er. Auch in der Predigt hatte er niemals davon gehört. Aber man konnte es doch nicht wissen. Der heilige Joseph war doch Schreiner gewesen wie Meister Peter selbst, hatte trockenen Sägestaub schlucken müssen und hatte, um den Schreinerdurst zu vertreiben, gewiß nicht immer nur kalten Kaffee getrunken.

Und erst die lange Reise nach Aegypten hin und zurück, die wäre nach Meister Peters Ansicht ohne ein Schnäpschen u n m ö g l i c h gewesen. Ganz gewiß, der heilige Joseph hatte nicht an all den Wirtshäusern am langen Reisewege vorbei gehen können, ohne einzukehren. Also auch der heilige Joseph hatte schon mal ein Schnäpschen getrunken.

Kaum war Meister Peter zu dieser wohlbegründeten Erkenntnis gekommen, da saß er auch schon in seiner Stammkneipe, und vor ihm stand ein alter Münsterländer Klarer, mit dem er innige Zwiesprache hielt.

Aber der hl. Joseph hatte gewiß jeweils nur einen getrunken, höchstens deren zwei, weil man doch auf einem Bein nicht gut stehen kann. So, dachte Meister Peter, sollte es auch heute mit ihm sein, nicht wie sonst, wo er schon mal das Zählen vergessen hatte.

Aber — Meister Peter wurde immer heiterer — der hl. Joseph hatte doch auch mit den hl. Drei Königen zu tun geabt. Wie wär's, wenn er jedem der Drei Könige zu Ehren nun ein Gläschen tränke? Der hl. Joseph würde sich freuen, wenn er so seine Bekannten ehrte.

Und wie er sich so weiter hineinlebte in die Geschichte des hl. Nährvaters, traf er auf die vier Evangelisten, Matthäus, Markus, Lukas und Johannes. Wie wär's, wenn er auch diesen Bekannten des hl. Joseph durch ein Gläschen die nötige Ehre gäbe? So kam er auch zu den zwölf Aposteln, und wer weiß, wohin Meister Peter gekommen wäre, wenn nicht der Gedanke, so schnell als möglich seiner Sybilla die große Neuigkeit zu bringen, ihn nach Hause getrieben hätte.

In dieser gehobenen Stimmung riß er, zu Hause angekommen, die Tür auf und jubelte in die Stube hinein.

„Guten Abend, liebste Frau Sybilla! Weißt du schon, was mir heute passiert ist?"

„Jawohl, besoffen biste wieder," pfiff sie ihn auf ihren hohlen Zähnen an.

„Nein, nicht besoffen bin ich," brachte er mit belasteter Zunge heraus, „ich bin der heilige Joseph."

„Wat biste?" Für einen Augenblick verschlug es ihr den Atem, was nicht häufig in ihrem Leben vorzukommen pflegte.

„Ich bin der heilige Joseph," wiederholte er mit Nachdruck und gesteigerter Innigkeit und war im Begriffe, sein holdes Ehedreiviertel vor lauter Freude zu umarmen.

Doch da war es vorbei mit Frau Sybillas Beklommenheit.

„Verrückt biste," schrie sie mit ver-

doppelter Kriegsstärke und wandte die drohende Umarmung mit einem kräftigen Stoße von sich ab, sodaß Meister Peter schneller und wuchtiger in seinen Lehnstuhl zu sitzen kam, als es ihm und dem Stuhle zuträglich war.

Aber er trug einen derart ausgiebigen Vorrat an Seligkeit in sich, daß dieser Stoß ihn innerlich nicht zu erschüttern vermochte. In ungeminderter Ergriffenheit rief er wieder aus:

„Ich bin wahrhaftig der heilige Joseph."

Frau Sybilla wußte nicht, was sie dazu sagen sollte. Meister Peter benutzte die augenblickliche Windstille vor Sybillas Munde, um eine Erklärung seiner etwas merkwürdigen Lage zu geben.

„Ja, ja, daß du's weißt, Professor Holtermann tut mich malen — als heiliger Joeph tut er mich malen, und dann komme ich in die Rochuskirche auf den Altar, und dann" — jetzt klang seine Stimme wie eine Siegesposaune — „dann mußt du vor meinem Bilde beten."

Das war für Frau Sybilla Blitz und Donner zugleich. Mit einem Male fand sie ihre Geistesgegenwart und ihr Wörterbuch wieder, und nun stürzte über Meister Peter eine Ueberschwemmung nieder, wie seit der Sündflut keine mehr über die Erde gekommen ist.

„Was! Der heilige Joseph willst du sein? Als Noe kannst du dich abmalen lassen. Der war auch immer betrunken."

Da übertrieb sie nun freilich, das wußte sie, aber sie nahm sich diese Freiheit, um der Wucht ihrer Rednergabe, die sie jetzt über den armen Peter niedersausen ließ, die letzte, vernichtende Kraft zu geben.

„Du willst der heilige Joseph sein und deinen ganzen Lohn hast du wieder versoffen! Und am Sonntag hast du die Messe geschwänzt. Und bei der Prozession bist du nicht dabei gewesen. Und in Kevelaer hast du, statt zu beten, in der Wirtschaft gesessen. Und — und — und —"

Die ganze Reihe der zehn Gebote ging sie durch, die Gebote der Kirche, die sieben Hauptsünden und die neun fremden Sünden und alles, was auf dem Gebiete religiös-sittlicher Verpflichtungen und Verfehlungen nur erreichbar war.

Meister Peter war unter der Wucht dieser Anklagen immer tiefer in sich und in den Lehnstuhl hineingesunken. Der Boden des Lehnstuhls hatte nachgegeben, und von Meister Peter sah man nur noch den Kopf und die Knie. Seine Mütze stand auf Nord-Nord-West. Auch nüchtern war er inzwischen geworden — wie hätte es in der Sündflut anders geschehen können — und gerne hätte er schon jetzt seiner streitbaren Gattin die Festung übergeben, wenn er in den Sturzbach der Rede seiner Frau Sybilla nur ein Wörtchen hätte einfließen lassen oder aus der Enge des Lehnstuhls, in die er versunken, nur die weiße Flagge hätte hissen können.

Frau Sybilla aber dachte nicht daran, den Feind halb geschlagen im Felde zu lassen. Der günstigen Kampflage bewußt, holte sie nun zum letzten, alles vernichtenden Schlage aus.

„Und deine arme Frau — was hat die mit dir durchgemacht! Als ein junges, blühendes Mädchen bin ich zu dir gekommen. Weißt du noch? Damals hast du mir den Himmel auf Erden versprochen. Auffressen wolltest du mich vor Liebe —"

„Hätte ich's nur getan," dachte Peter, „dann hätte ich jetzt die Knie nicht unter dem Kinn sitzen."

„— und nichts wie Aerger, Kummer und Verdruß hab ich mit dir gehabt. Als ein anständiges Mädchen bin ich zu dir gekommen, und nun muß ich mich schämen vor die Leute —"

„Ist gar nicht nötig," dachte Peter, „denn ich hab's doch zum heiligen Joseph gebracht."

„— und auf einen guten alten Tag hab ich mich gefreut und nun — und nun —"

Da versagte die dicke Kanone der Angreiferin, und die letzte und wirksamste Waffe des Weibes trat in ihr Recht, ein Strom von Tränen entsprang auf den rundlichen Wangen der Frau Sybilla und rann mit solcher Flut in die Stube, daß Peter gewiß nasse Füße bekommen hätte, wären seine Knie nicht in Dauerstellung an sein Kinn gefesselt gewesen.

Da dachte Meister Peter nichts mehr, denn er war tatsächlich innerlich machtlos. Er wollte aufstehen, aber er war so in seinen Schützengraben eingekeilt, daß er sich nicht regen konnte. Sollte er seine Frau bitten, ihn herauszuziehen? Nein, dazu brachte er die seelische Kraft nicht mehr auf. Er gab sich einen Ruck, der Lehnstuhl fiel um, und auf allen Vieren — noch im Stuhl — kroch er davon.

Ohne zu Abend zu essen, ging er ins Bett. Als er nun so in seiner Besinnungszelle lag, kamen ihm allerlei gute, ruhige Gedanken. Gewiß, seine Frau hatte arg übertrieben, als sie ihm auf eine so gründliche Weise das Gewissen erforschte, aber in einigen Dingen, das konnte er nicht leugnen, hatte sie doch Recht. Es stimmte, daß er am vergangenen Sonntag die Messe versäumt hatte. Auch war er in Kevelaer nicht besonders fromm gewesen.

Dazu fielen ihm noch so manche Sünden ein, von denen seine Frau, Gott sei Dank, nichts gewußt hatte. Neulich hatte er seinen Nachbarn in einer Rechnung arg übers Ohr gehauen. Auch geflucht hatte er wie ein Besenbinder. Und dazu dies und das noch. Nein, wahrhaftig, in dieser sündigen Seelenverfassung durfte er es nicht wagen, zum heiligen Joseph Modell zu stehen. Er wollte und konnte nicht besser und heiliger erscheinen, als er in Wirklichkeit war, und zum heiligen Joseph wollte er nicht nur das Gesicht, sondern auch das Herz mitbringen, rein und gut, wie es nicht anders sein durfte.

Was sollte er aber nun machen? Einen Augenblick dachte er daran, dem Professor Holtermann eine Absage zu geben. Aber das ging doch auch nicht. Ein Mann, ein Wort. Er durfte den Maler doch auch nicht in Verlegenheit bringen, denn aus seinem ganzen Benehmen hatte er ge-

sehen, daß es für den Künstler nicht so leicht war, einen richtiggehenden heiligen Joseph zu finden.

Also mußte er denn morgen früh um acht Uhr zur Stelle sein. Aber in diesem Zustande? Nein, unter keinen Umständen. — —

Noch nie hat Meister Peter sein Gewissen so gründlich erforscht als in dieser Nacht. Alles, was er Unrechtes getan, stand vor seiner Seele, alles, bis in die Tage seiner Kindheit hinauf, wo er zum ersten Male beim Nachbarn Aepfel gestohlen hatte.

Als der Morgen graute, stand er sehr früh auf, holte den festtäglichen Bratenrock aus dem Schrank, legte das fein gebügelte Vorhemdchen zurecht, dazu die Armröllchen und den steifen Hut und wichste seine besten Schuhe außer mit Erdal noch mit Begeisterung, Ausdauer und glänzendem Erfolg.

Frau Sybillall sah seinem Treiben ratlos zu und fragte zaghaft: „Was machste denn nu?"

Er aber winkte nur mit der Hand, er wolle nicht gestört sein, er hatte nämlich Angst, die Sünden, die er in seiner Seele so schön in Reih und Glied aufgestellt hatte, möchten ihm wieder durcheinander fallen wie betrunkene Bleisoldaten. Schön aufgeputzt wie seit seinem Hochzeitstage nicht mehr, ging er in feierlichem Ernste zum Hause hinaus.

Frau Sybilla sah im nach, rang die Hände und seufzte:

„Ach Gott, nun ist er ganz verrückt geworden."

Inzwischen saß Professor Holtermann in seiner Malerwerkstätte und bereitete sich auf das Werk vor, das er zu schaffen gedachte. Seit ihm der Kopf des Meisters Peter Anregung gegeben hatte, waren die schöpferischen Kräfte zum Josephsbilde, die er so lange gebunden und unerlöst in sich getragen, wie mit einem Male von einem geheimnisvollen Schwunge getrieben. Sie arbeiteten aus einer gesegneten Fülle heraus. Es bedurfte nur der Gegenwart des Modells, und sie würden ihm ungehemmt auf das Skizzenblatt strömen.

Er zog die Uhr. Acht Uhr schon vorbei. Eigentlich müßte Meister Peter doch schon da sein. Na, vielleicht hat er die Straßenbahn verpaßt. Achteinhalb schlug es, und Meister Peter war immer noch nicht da. Es wurde neun. Sollte sein Modell ihn narren? Schon wollte sich ein kleiner Aerger aufheben in der Seele des Künstlers, da klopfte es mit Bedacht und Nachdruck an die Tür. Meister Peter im Festtagsstaat trat herein. der Professor stutzt und meint:

„In dem Aufzug kann ich sie aber nicht malen."

„Nä, Herr Professor, dat sollen Se auch nicht. Dat muß ich Ihnen erst erklären. Und darum bin ich auch zu spät gekommen, wat Se gütigst entschuldigen wollen."

Und nun erzählte er dem Künstler, wie er es nicht hätte übers Herz bringen können, zum heiligen Joseph Modell zu stehen, ohne seine Seele zuvor zu reinigen und zu heiligen.

„Und darum," so schloß er, „habe ich heute morgen zuerst gebeichtet und kommuniziert und habe auch meine Frau um Verzeihung gebeten für alles, womit ich sie geärgert habe. Und jetzt können Se aus mir den heiligen Joseph malen."

Der Künstler schaute ihn an und war ergriffen von der Einfalt und Reinheit der Seele, die aus den Augen des braven Meisters zu ihm sprach. Noch nie hatte ihm ein Modell gesessen, das so ungezwungen und natürlich alle Vorbedingungen zu einem Heiligenbilde beigebracht hatte.

Das blieb nicht ohne Einwirkung auf den Künstler und sein Schaffen. Es war keine Schmeichelei, wenn ihm von allen Seiten gesagt wurde, er habe in diesem Josephsbilde sein reifstes und innerlichstes Werk hervorgebracht.

Dasselbe Urteil fällten die Beter in der Rochuskirche, die in stiller Versunkenheit vor dem Bilde knieten. Ihre Andacht war des Meisters beste Anerkennung, **sein höchstes Lob.**

Auch Peter und Sybilla knieten oft vor dem Bilde und waren nicht wenig stolz darauf, daß der heilige Joseph so zu sagen aus ihrer Familie war. Zu Hause ging es nun auch viel ruhiger und christlicher zu. Frau Sybilla hatte ihr umfangreiches Wörterbuch gegen ein kleineres, in Westentaschengröße, vertauscht. Auch hatte sie den heißen Föhn, der früher selbsttätig die Blätter ihres Wörterbuches umgewendet hatte, ausgeschaltet. Und den Peter kannte man erst recht nicht wieder. Er trank nur mehr seinen alten Münsterländer Korn, wenn seine Frau als Polizeiaufsicht dabei war. Kam dennoch einmal wieder eine böse Stunde über ihn, so brauchte seine Frau nur zu sagen: „Heiliger Joseph, sei brav!"

Dann war er es aber auch.

„Ob die Wolke sie verhüllt, die Sonne bleibt am Himmelszelt."

F. Kindl.

„Die Sonne, die im Osten golden steigt, bringt frohe Botschaft mit, mein Gott von Dir."

Franke.

„Je mehr wir vom Glauben uns genährt haben, desto reicher werden wir gesättigt im Verständnis."

Anselm v. Canterbury.

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

Vol. XIV. June, 1946 No. 9

Between You and Me . . .

* Well, what do you think of it? We told you that the Marienbote was going to change its dress and smarten up a bit. It has re-vamped some of its regular features — but wait and see. There are more changes still to come. In the meantime tell us what you think of it — we want your opinions and suggestions too.

* It is our aim to provide a variety of subjects and to present them as they come from different pens. Pictures and photographs of events, landscapes, churches, nature, etc. will be most welcome and credit will be given when they are printed. If you have pictures which would be suitable and can spare them, we would be pleased to print them so that others may enjoy them too.

* Now, what would you say if a friend of yours moved and asked you to write to him but who forgot to tell you his new address? You would like to ask him for his address — but where to get in touch with him? We are often in the same position here. Many of our subscribers tell us that they have moved but either fail to tell us about their old address or their new one. Since we need to be certain about the two addresses, we cannot make any change in our mailing list. And so — please make certain that both old and new addresses appear in your letter.

* We have noticed that fewer questions have been sent to both the Medical Corner and the Question Box. Perhaps in the past it has often taken several issues before your questions were answered. We are now caught up (we think) with the letters and are looking forward to hearing some of your other problems. We will do our best to answer them as well and as soon as possible.

* More agents are needed. There are many districts which have as yet no one to represent them and to act as agents for the Marienbote. Those who are interested in promoting Catholic magazines and literature should write to the Circulation Manager, 922 Victoria Ave., Regina, Sask.

* Au revoir.

CONTENTS

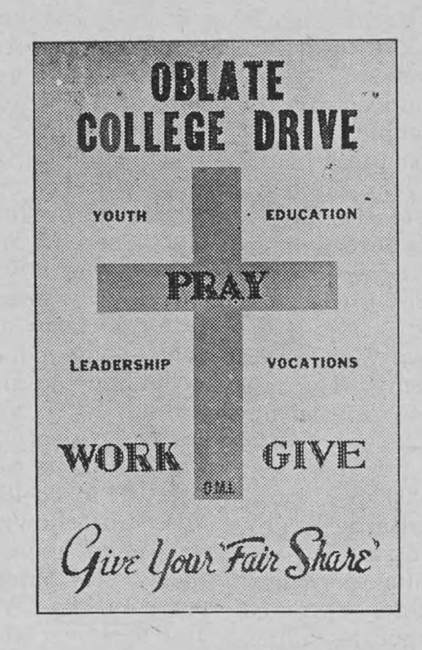
The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $2.00 a year.

Seasonal Thoughts

Oblate College Drive Campaign

AT THIS TIME of year the thoughts of many of our younger readers, and more than just a few of our older ones, turn towards the outdoors. Open-air sports take on an appeal which few resist. Of them all baseball draws the largest following.

A fond hope lies well hidden in the bosom of all baseball players: the hope of seeing the score tied and then of "hitting the pill on the nose and knocking it out of the lot" for what would be the winning run. However such a desire is not limited just to baseball players. We find it in every game, in every activity and in every human being. Though such a moment comes but rarely to any of us still we long for the occasion and welcome the opportunity "to show our stuff."



If we have been really longing for such an occasion then we will be more than pleased to hear of a new opportunity to perform an heroic act, "to make a hit that will be heard and talked about all over the country." The Oblate Fathers of St. Mary's Province are extending to each and every one of their friends, parishioners entrusted to them, and the readers of their magazine, The Marienbote, an invitation to help them solve a problem which is confronting the people of the West. To work this out is going to require each and every one to "pray, work and give" in not just an ordinary degree but in an act of real heroism.

For many years the people of the West have been sorely in need of more priests and of colleges for the education of their youths. The buildings which are now available for higher education of this kind are over-crowded but yet hundreds of applicants must be turned away. Vocations and talents for higher education and leadership are lost or left undeveloped. The Oblate Fathers have had to refuse admittance to more than fifty boys each year, boys who would have become priests and leaders for ourselves and our children. To make it possible for these to co-operate more fully with God's plans, is the crying need for them; and to make it possible for all of us to have resident priests and Catholic leaders in every community is the crying need for all.

The Oblate Fathers have a plan to solve the difficulty. They cannot supply the answer by themselves yet they see how it can be done. For that reason they have placed the whole project under the protection of Our Lady of the Snows and made an appeal to all Catholics willing to co-operate to an heroic degree in the work of promoting higher Catholic education.

This is not the time nor the place to mention the details of the plan which has been enthusiastically endorsed by clergy and prominent laymen alike.

As the plan is put into action and the various committees and parishes organized you will be receiving further information and suggestions. We only mentioned it here as a seasonal thought whereby your fond hope of "winning the game and saving the day" may find a worthy outlet in the Oblate College Drive Campaign now in progress. Here then is an opportunity to do something heroic for the Church, for your community, for yourself, for your children and your children's children — in short, an opportunity to make "a home run."

One World in Charity

LENTEN PASTORAL OF 1946

By His Excellency
The Most Reverend Aloisius J. Muench, D.D.
Bishop of Fargo.

(Continued from last issue)

Brutalities hidden behind a veil of secrecy continue. Hundreds of thousands are still separated from wife and children, forced to work in mines and factories under conditions of slavery not much different from that practiced by the Romans in the case of conquered peoples.

Are we not making ourselves partners in the crimes of Hitler by now doing the very thing we once condemned and fought against? The hypocrisy is colossal. Tht fact that this forced labor goes now under the name of human reparations does not alter the fact that it is nothing less than labor slavery. We are wretched hypocrites if we do not denounce as a crime what we were quick to denounce when done by the enemy. The law of justice has no double yardstick for measuring misdeeds of friend and foe.

Worse than labor slavery are the mass expulsions of approximately 20,000,000 persons — Poles, Hungarians, nationals of the Baltic States, Germans of old Austria, and Prussia. Driven from family homesteads, in some instances several hundred years old, these miserable, uprooted people, homeless, famished, and desperate, suffered and died as few people before in all history. Secret and military police ordered them out in numerous cases on only three hours notice, permitting them to carry no more than some sixty to seventy pounds of baggage, with food enough only to take them to the frontier; money was limited to a ridiculously low sum; all other property was confiscated. History describes the atrocious outrages committed against the Acadians when they were expelled from their homeland, but never has anything so tragic happened on so colossal a scale as in these forced migrations.

The tongue grows mute in trying to describe the agony of these doomed people. The very ink in the pen freezes to ice as it moves to tell this story of horror. What dreadful misery! The sight of it caused a newspaper columnist, known for his humane sentiments, to write: "Very soon, if the American news photographers do an honest job, as there is every reason to believe they will, the American people will see movies of starving German men, women, and children, which will rival in horror the pictures of Buchenwald concentration camps, where Germans tortured Germans. But these will be pictures of torture inflicted by reason of an Allied policy of indifference, or misguided revenge, or plain blundering." (David Lawrence, quoted in The Brooklyn Tablet, December 15, 1945).

A great deal of this misery is due, of course, to the chaotic conditions that arose out of a war as total in its destruction as World War II. Those responsible for the outbreak of the war and those who carried it on in an inhumane way can not escape condemnation for their heinous guilt.

What is terrible beyond all words, however, is this that by a cold, calculated policy of revenge, suffering and death are brought upon millions of people, for the most part persons who are not responsible either for the outbreak of the war or its horrors. What responsibility, for instance, can be placed on little children, or on children born since the end of the war? What justification can be made for a war on helpless people, particular the aged, women, and children? Why must they suffer bitterly and die wretched deaths just because some policy-makers in top-levels have revived the Mosaic idea of an eye for an eye, and a tooth for a tooth? (Exod. 21, 24; Lev. 24, 20).

We reject this policy of vengeance because Christ in His Sermon on the Mount rejected it, (Matth. 5, 38-48) because He taught us to look upon our fellowmen, friend or foe, as our brethren, to love all men, even our enemies, to do good to those who hate us, and to pray for those who persecute us. We take our teaching from Christ, and most certainly we will never, never take it from the hate-mongers in our midst, other Hitlers in disguise who like him would make of a whole nation a "crawling Belsen," as one newspaper correspondent put it. In this matter we are with Christ, and being on His side we know that we are right.

Men have talked and written much of building One World. It will never be built by those who hate, and hating take their inspiration from the hard teaching of an eye for an eye and a tooth for a tooth. It will have to be built by those who believe in Christ's law of love. They shall be the builders of One World in Charity.

INTERVENTION OF MERCY

As Christians we have no choice but to accept Christ's law of mercy. We can not follow the law of tooth and claw. This is the law of the beast in the jungle. We are not beasts. In body we are like an animal, but in soul we are like to God.



assuming the responsibility of shaping the future peace among nations, raise his voice in behalf of mercy for the fallen foe? Hatreds have gone so deep that statesmen fear using Christian words in their official proclamations. They seek to appear tough before all the world. If there is even only a semblance of compassion in their utterances, they hasten to say at once that they are not seeking to coddle the enemy, or that they are not trying to make a soft peace.

We were created in His image. We are His children. Being His children we must imitate Him in all our human deeds.

Such imitation is directly commanded by Christ. "Be merciful as your Father in heaven is merciful." (Luke 6, 36). In a large number of places the Holy Scriptures praise the infinite mercy of God. Our God is "a God of compassion and mercy," (Psalm 85, 15) writes the Psalmist. Again he tells us that the Lord is "plenteous in mercy." (Psalm 144, 8). With Him "there is merciful forgiveness." (Psalm 129, 4). We beg God not to withhold His "tender mercies," (Psalm 39, 12). but rather to let His tender mercies come to us, (Psalm 118, 77) for "the Lord is good to all, and merciful toward all His works." (Psalm 144, 9). In view of the great mercy of our Father in heaven we fail in our duty as His children if we do not strive to be merciful to all, friend or foe.

Indeed, is He not merciful to us poor sinners? Again and again we offend Him by sin, and again and again we go to Him to beg His mercy. Pleading for His mercy and receiving it, are we any better than the merciless servant of the parable of our Lord if we do not show mercy toward our fellowmen? (Matth. 18, 28). The lower they have fallen, the more must we be anxious to show them mercy, so that by means of it we may raise them up to a better life. We expect God to make a "soft" peace with us. How, then, can we make a "hard" peace with our fellowmen?

True, this is not the way of a harsh, cruel world. But then as Christians we do not follow the way of the world. We follow the way of Christ. Christ's way is the sure road to peace.

We deeply deplore the fact that claims of mercy receive scant recognition in the postwar remaking of the war-torn world. When have we heard any statesman of the great powers, who are

Genuine peace should be neither hard nor soft. It should be just and charitable. Such a peace will be a fair and generous peace, and will have lasting value.

In some quarters it is not popular to make a plea for mercy. We make it nevertheless, and make it in the consciousness that Christ commands us to be merciful. It may be difficult to put aside the pagan within us with his hard and cruel law of an eye for an eye and a tooth for a tooth, and to put on Christ with His law of mercy, kindness, and love, but we have no option. We have to be either for or against Christ.

In making a plea for mercy for the conquered we do not mean to set aside the claims of justice with regard to proven war criminals. Nor do we mean to say that the conquered people should receive priorities over the distressed, starving people in liberated countries. We give our full assent to the policy expressed by Secretary of State, James F. Byrnes, in his statement of December 11, 1945, defining official policies for Germany, namely, that "in terms of world supply of food shipments from the United States, liberated areas must enjoy a higher priority than Germany throughout this first postwar winter." Every right-thinking person can see the reasonableness of such a policy.

But as Christians and as Americans we raise our voice in indignation against an official inhumanity which does not permit the United Nations Relief and Rehabilitation Administration (UNRRA) to ship relief supplies to either Germany or Japan, and besides does not even allow private relief agencies to send and distribute food, clothing, and medicines to war-stricken people living a pitiable life in the ruins of their bombed-out cities. We condemn these inhumane and cruel regulations of the War Relief Control Board.

Having condemned the atrocities of the Nazis, how can we sit by and not condemn atrocities perpetrated under official directives? We make our own the question of the editorial writer: "For, if we hold the individual German responsible for not investigating Belsen and doing something about it, will we not one day be judged for our present apathy?" (Editorial, Life, Dec. 24, 1945). We sat in severe judgment of the vile atrocities that were committed by Nazi gangsters. Shall we not sit in judgment now of the atrocities that are being committed in the name of retributive justice, which in actual fact, however, is not justice but plain revenge. Let us give heed to the words of the Divine Judge of Nations: "As you have judged, so will you be judged by the same rule; award shall be made as you have made award, in the same measure." (Matth. 7, 2).

The conclusion of all this is that we must vigorously demand the intervention of mercy in international affairs. We can not profess to have given up isolationism in international politics, finance, and trade, and then turn about to become the rankest isolationists in matters of simple human decency. If we did not fight for a human world, for what did we really fight?

Can we obtain the intervention of mercy? We can if with determination and persistence we force our religious and moral convictions on post-war policy-makers. "The average American can compel such action by keeping track of his government's short-comings and writing letters to Congress. To neglect this duty is in a sense to 'pass by on the other side'." (Editorial, Life, Dec. 24, 1945).

But possibly there is not enough food to go around? "Fortunately, this is not true. Agricultural and nutrition experts are in agreement that there are sufficient stocks of wheat in the United States to avert starvation for every man, woman, and child now alive in Europe. There are additional supplies of all kinds in Canada, Argentina, and in other countries of the Western Hemisphere." (Alexander Boeker, The Nativity, Human Events, December 19, 1945).

We condemn, too, a conspiracy of silence on the part of a large influential segment of our press for not making known to the American people the real plight of the European people. Our people are generous; they would respond with full hands to give even of what they need themselves to help stricken people. Most certainly, they would not do less than the people of Great Britain who, even at the expense of their meager rations, have organized aid for their former foes. Were the American people given a picture of the suffering and misery of these people, they would force their Government to do what the Government of Denmark has done, despite the memories of hardships under Nazi occupation, in sending food and clothing at public expense to more than 200,000 civilians who had fled from Eastern Germany in order to escape the onrush of the Red armies at the close of the war.

We applaud the Christian courage of the American Friends Service Committee. They say: "With great humility, we Quakers undertake to speak for the crushed and silent masses in Germany. We believe that millions of Americans share our conviction that they must be fed insofar as it is within our power. This is no humanitarian impulse merely. We speak under a compelling sense of the power of love to heal our wounded universe. For, in this world of ours there are certain moral laws which operate irresistibly whether we acknowledge them or not. If we Americans want a rightly ordered world, we must put in operation the methods that will build it. The feeding of starving children is a sure step toward peace. We must try to see their human faces and feel for them in their agony. We must realize clearly that starvation produces abnormality in character, and that almost more important than food is the touch of a kindly human spirit with its creative power of hope and faith and courage."

God's "mercies are many." (II Kings 24, 14). Our mercies also must be many. The war is over. We must not continue it against the common people, for they in the end are the real sufferers and not the wealthy or those who have access to black markets. An American soldier would loathe to make war on helpless people, and thank God he does not do so. He finds ways and means to circumvent heartless directives of heartless swivel-chair administrators in far-off official Washington.

We want to build One World in Charity. Charity has the noblest of all programs of intervention. Charity is world-wide in its scope; knows neither walls nor frontiers; is not race conscious; asks not who is friend or foe; is color-blind, inquiring not what is the tint of the skin of a person in need. Under its sway all men are brothers under the fatherhood of God and in the brotherhood of Christ. Men want to build one world in peace. It can be done, but it must be done in charity—One World in Charity.

(To be continued in next issue)

—o—o—o—

Books are embalmed minds.



Cherry Redd

by Marion Walls

I WAS STANDING in the doorway, peering through the smoky haze, attempting to discern a familiar face, when a big hand clapped me on the shoulder and a voice said: "How about doing a friend a good turn, Percy?"

I turned around. "Jim Thornton! Where in the world did you come from?"

Jim's brown-black eyes barely flicked my face as he answered: "From the deep South as usual." He was staring across the room. "That girl over there, Perce — do you know who she is? I'd like to meet her."

I followed his gaze. The girl — there was no mistaking which one he meant even in a room full of women — was small, auburn-haired, almost surrounded by three men. Even then I chuckled to myself. The idea of Jim being interested in that girl struck me as funny.

"I've met her," I admitted. "At Alex Woolfolk's one night. She may remember me. Let's go see."

Chuckling, I led the way across the packed floor. I'd met Jim a few years before, a likeable young chap with a flair for writing — but definitely not my kind. Jim doesn't write the popular kind of stuff that makes money for the writer, the agent, and the publisher — which, as a not-too-small agent, leaves me cold. It's all right if you go in for that sort of stuff but that's not how I make my living — so Jim and I are passing acquaintances. To tell the truth, I don't think Jim exactly approves of me, but that's another story.

I was still grinning when we came up to the little group. The girl looked up and I thought I caught a flicker of recognition as she saw me. "Miss Redd." I barged in, sort of shouldering one of the other fellows out of the way. "I've a friend here who has asked to meet you. Jim, this is Cherry Redd. Cherry, Jim Thornton."

I felt Jim stiffen beside me; all the eagerness went out of his face, replaced by cool distantness. "How do you do?" he said.

Cherry smiled, that brittle little smile which she'd acquired during the past three months since her book had skyrocketted to the top of the best sellers and her face had grown familiar in the rotogravure section of the papers. "I'm so flattered, Mr. Thornton," she said. Transferring her drink, she held out her hand. "Did you like my book?"

Thornton barely touched her hand. "I didn't read it," he replied. "I don't go in for that sort of thing." Then to me: "Sorry I bothered you, Percy — I didn't know who the lady was." With that he turned and made his way across the room.

"What an ill-mannered boor!" exclaimed one of the men, looking at me as though I were to blame.

Cherry was staring at Thornton's disappearing back. Her eyes, brightly blue, had two widening pin points of black in their center. "I never hated any one at first sight before," she said. "What's the matter with my book?"

I shrugged, my amusement having dissolved. I hadn't expected Thornton to be so rude, "Oh, he's one in a million," I consoled. "What do you care if he doesn't like it — ten million others do."

"I don't care," she answered, her face looking strangely bewildered and hurt. "I don't care — and I hope I never lay eyes on that man again."

"You probably never will," I said. Nodding my head toward the jam around us. "He doesn't go in for this sort of thing — don't know how he got roped in this time."

THAT was over five years ago and I didn't see Thornton again. I did run into Cherry now and then; we went to the same literary gatherings. She even promised to do one story for me

when she finished her second book, but before that she disappeared. I say "disappeared" because she did disappear from our set . . . I heard that she'd gone out West some place but she never wrote another "Broken Angel" and gradually I forgot her. Books like that one happen frequently in the literary world: sensational, sexy, they make their flaming mark and quickly fade into the limbo of forgotten things.

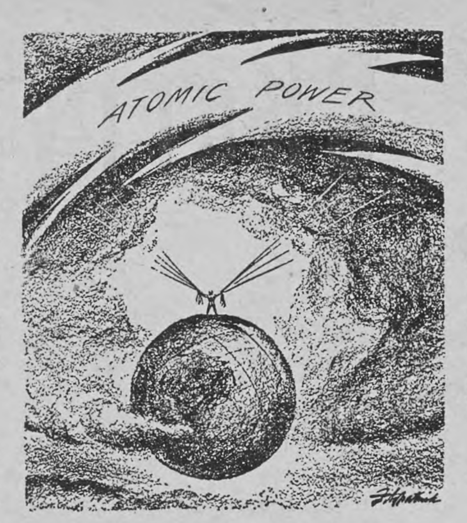
The war came along, swallowing up a lot of good writers, and finding new ones to take their places became a tough job. I got fed to the teeth with things, lost my touch, and finally the boss told me to take a few weeks off to see if I couldn't get a fresh hold on things.

I don't know why, but I decided to go down on the Gulf coast and visit my sister and her family. Pauline goes in for society in a small way, but I told her I was down there for a rest, and to cut me out of it. She protested a little, but she's a good sort and let me have my way.

For the first week I simply loafed; went swimming, deep-sea fishing, spent hours on the beach with Paula, Pauline's eight-year-old, and sort of took things easy. Gradually, however, the novelty began to wear off and I felt the urge for more activity.

So one Saturday I piled into the station wagon with Pauline, Fred and Paula and drove up to Pass Christian to week-end with some friends of theirs.

The Wilsons had a big house with a swimming pool in the backyard, and that afternoon we were out there, lounging around, sipping cool drinks and feeling very contented. There were some magazines on the table and I sort of flicked through the pages, half-curiously, reading a line now and then. I don't know what made me start to read one of the short stories, just habit, I suppose.



The Materialistic Man

It was a simple little story, but there was something about the style that caught my eye. I found myself reading sentences twice, three times; it was that good. I examined the magazine: a small religious publication which I'd never even heard of before.

My hostess, coming up at the moment, saw me looking at it. "I like that magazine," she said simply, opening a coke and handing it to a young lieutenant. "It has some good writing."

"It does indeed," I admitted. "In fact, this little story, 'The House Divided,' is darned good — and I should know."

She smiled. "I like Marcia Lynn's work," she said. "You see, she's a neighbor of ours, you might say. Lives down the Gulf Drive ten miles. Charlotte Thornton is her real name."

The name had a familiar sound, but I didn't put it all together then. I simply made up my mind I'd drop in on Miss Thornton and see if I couldn't get her to let me read some more of her stuff. It was possible I could work her up into a good thing.

I WENT the middle of the next week, taking Paula with me. We had little difficulty finding the house; it was off to itself on a little slope facing the beach, neatly set off by a wire picket fence. There was a little boy in shorts playing in the front yard, a colored woman on the porch.

"Is Miss Thornton in?" I inquired.

The colored woman got to her feet, grinning widely. "Miz Thornton is," she corrected. "Jes' you wait a minute.

She disappeared, while Paula and I made the acquaintance of the dark-eyed youngster. In a moment, hearing footsteps, I stood up as out on the porch stepped Cherry Redd. She was wearing a white dress, her feet in white canvas shoes, a white ribbon about her dark hair. She looked brown and very young.... I stared.

She didn't recognize me. "Did you want to see me?" she inquired.

It all snapped together while I stared. Cherry Redd . . . Mrs. Thornton . . . Jim Thornton! I whistled. "Cherry — don't you remember me?"

I suppose I'd aged a bit; you do, batting it around at all hours, smoking a lot, drinking a bit, and straining to keep up with things. But suddenly Cherry smiled. "Percy Hope! Where in the world did you come from? Here, come in and tell me all about everything!"

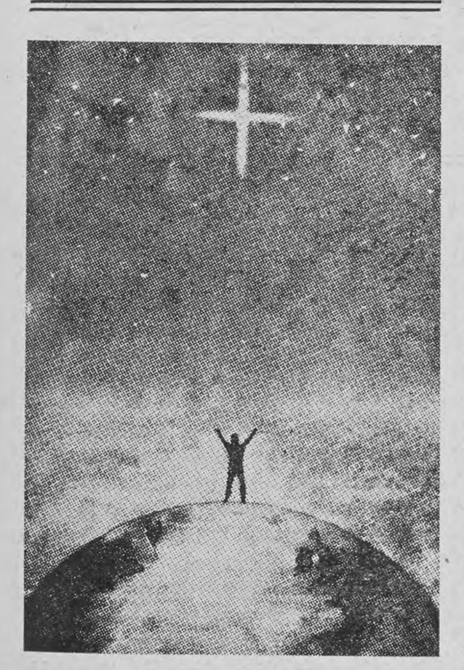
She led the way into the house and I followed, saying: "I think you'd better tell me all about everything! Where's Jim?"

She didn't answer until she'd led me to the small glassed-in

room at the rear of her house, evidently her work room. A typewriter, paper-litered desk, a stack of books... the old tools of her trade. Indicating a chair, Cherry sat down facing me. "Jim's in the Pacific," she said. "He's coming home in September though."

I grinned at her. "The guy you didn't want to see again! Cherry, I came over here hoping to get a chance to read some of your stories — but I think you can tell me one that would top them all. How did you ever manage to snare the old boy?"

She smiled at me, a tender, reminescent smile. "Since you well know his reaction when we first met, I don't resent the question," she replied, leaning back in her chair. "It's a long story, Percy... I left the party that night madder than I'd ever been in my life. There I was, on top of the world, where I'd wanted to be, and a man had the effrontery to stand up and tell me I wasn't worth reading! You don't know how that hurt... what he said, the contempt in his eyes when he said it."



The Spiritual Man

HOW

Not "Each one should worship God as he sees fit."
But "Each one should worship God as He sees fit."

W. P. Gallagher.

She glanced at me. "You see, down deep inside me, Percy, I knew I deserved that contempt." As I started to protest. "Don't say anything — I know what I'm talking about. You — and the folks you work with — probably don't feel that way; you don't feel cheap dealing with books and stories that sell because they're sexy, sensational. You have a trade who buy that sort of thing; you get it for them. But inside of me, I knew it was wrong. I wanted to make money quickly, I knew how to do it the easy way — and I did. To make it worse, I let it go to my head. When the book was successful and money began to pour in I told myself: "Why care? Take what you can get.' That night when Jim Thornton looked at me with such loathing in his eyes he merely reflected what I felt, deep within my heart. I had sold my own self-respect."

I stirred uncomfortably. "People don't look at it that way," I said.

She was unmoved. "A lot of people do, and I happened to be one of them," she answered. "After a while I couldn't stand it any longer. I couldn't make myself write another book like 'Broken Angel.' So I went away. I worked for a time — I still had the money from the book, but I had to do something, so I took a job in a real estate office. Gradually I went back to writing, hack stuff, you might call it, but I found myself again. And unwittingly, I found Jim."

She smiled at me. "Just like fiction — only better. He was editor for one of the small religious publications, and one day he wrote me a peprsonal note, thanking me for a story which I had recently submitted. He had no idea who I was, but when I looked at the letter, of course I knew. And knowing, all at once I had to go to him, to tell him how much I'd changed... and why."

"And you did — and fell in love and lived happily ever afterward," I concluded.

It was a good story but that wasn't what I had come for, "I read 'The House Divided,' the other night," I said. "I think you've developed a beautiful style, Cherry... I think I could use some of your work. Couldn't you and the boy use some real money?"

She shook her head, smiling almost wistfully. "You wouldn't want to buy the sort of things I write," she said. "And I wouldn't sell my soul again for anything you could offer. I was afraid I couldn't make you see what's happened to me, Percy."

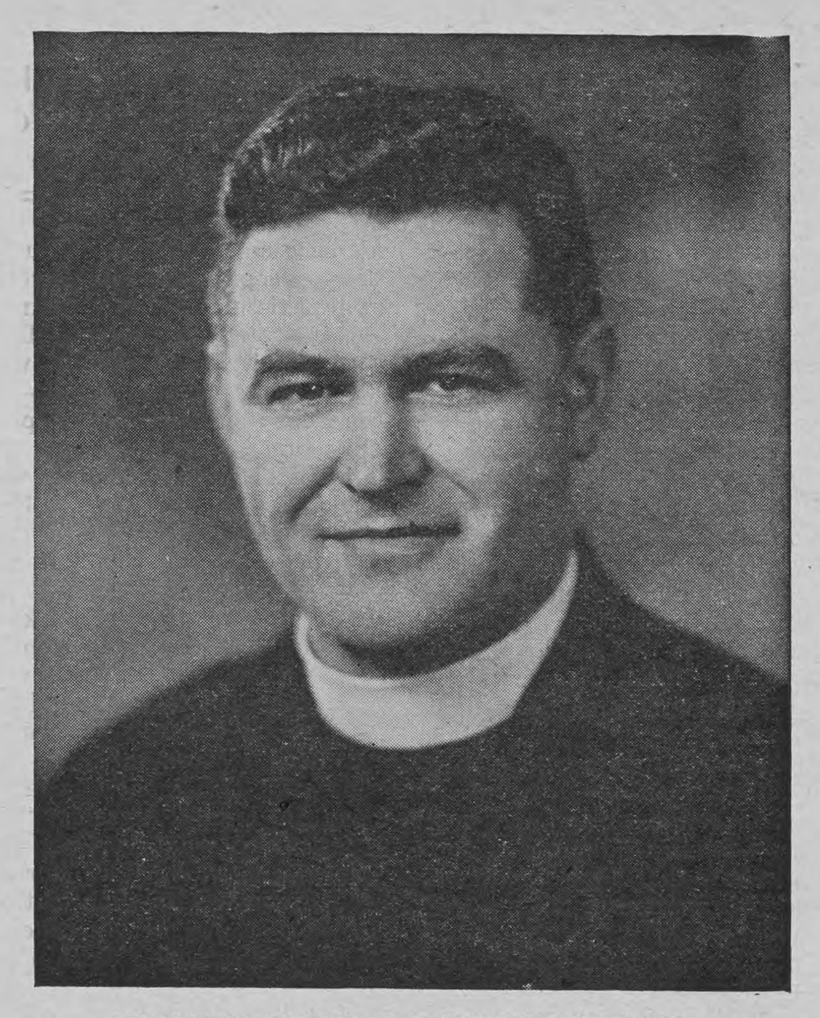
I stood up, twisting my hat. "There's a market for that sort of thing," I argued. "A lot of people read it."

She stood up too. "There's a market for my sort of thing and a lot of people read it also. If I can bring good writing to them — then I'm happy, Percy, really happy."

When I left she was standing at the gate, small Jimmy's hand in here. She was right; I didn't understand. But I had only to look in her eyes to realize that she was happy, happier than anyone I had seen in a long time, happier than Cherry Redd had ever been.



with our lay-missionaries



VERY REV. FATHER J. BOEKENFOEHR, O.M.I., Provincial of the Oblate Fathers of St. Mary's Province.

* We all like to celebrate anniversaries, especially those which pertain to ourselves or of some loved one or friend. Upon such occasions we like to out-do ourselves. Therefore we spend the days, perhaps even weeks and months preceding the occasion in preparation. The greater the celebration, the more of our time, thought and work will be put into it. That is why there now is a world-wide movement to organize a form of Novena in preparation for the first centennial anniversary of the promulgation of the dogma of the Immaculate Conception of the Blessed Virgin Mary. This Novena will begin this year and will continue for nine years until December 8th, 1954, the anniversary day. Members of the Lay-Association will be interested to know more details about the Novena and so we will publish such in the next issues.

* Now that the Pope has consecrated the world to the Immaculate Heart of Mary, we naturally expect that devotion towards the Blessed Virgin will become more pronounced. As a matter of fact the Holy Father looks for the conversion of particular nations and peoples to proceed from the intercession of the Mother of God through whom he wishes us to obtain this favor. Shall we not then turn to Mary in greater numbers — and with a more sincere and lasting devotion?

* The Popes throughout the centuries have always praised and blessed the work of missionaries whether these were clerical or lay people. Few will question the statement that the world needs missionaries not only for pagan lands but also for so-called civilized countries. Countries which in the past have received the help from foreign missionary societies will now be called upon to return the favor. The Holy Father himself has called upon Canada and America to help replete the ranks of the church which had lost so many priests and religious during the recent war in Europe. Likewise those who remain in the areas of the conflict are in desperate need of food and clothing. A special appeal is being made by our own Archbishop as well as by other Ecclesiastical Authorities for help. Lay Association members will need no special encouragement to do all they can for those in need. As for supplying Europe with priests we should by all means pray for more vocations and should help those who have the gift of a vocation but cannot make use of it through lack of the necessary material things.

* One of the aims of the Missionary Association is to support

News of the Oblates
. . . . from here and there

* An announcement from Rome has re-appointed our Provincial, Very Reverend Father J. Boekenfoehr, O.M.I., to a third successive term for three years. Although Rome seldom re-appoints Superiors and Provincials for three successive periods, it no doubt felt that present circumstances called for a re-appointment. Many of our readers know Reverend Father Provincial personally and will therefore be pleased to hear of this further recognition of him by Rome.

* Our General Administration has announced that the General Chapter will be held at Rome on May 1, 1947. A new Superior General will be elected to fill the vacancy caused by the death of Very Reverend Fr. General Theodore Laboure, O.M.I., from natural causes during the war.

* News of the death of Very Reverend Father J. Pietsch, O.M.I., on April 25th at Rome, was received a few weeks ago. Details are still unavailable at this date.

* It has been formally announced that plans for a new College building for North Battleford are nearing completion and that the drive for the necessary money and materials will be held in June. The present College is far too small and inadequate for the task of training our Catholic boys for higher education and the Priesthood. The Holy Father has made another appeal for missionaries from Canada and the United States and with a shortage already existing in this country, it will certainly be necessary to increase the number of boys attending Colleges and Juniorates so that the vocations may be found and developed. The proposed College will provide an opportunity for more of our boys to obtain higher education.

---

houses of studies for the Priesthood. We recommend to you the Oblate College Drive which is now in progress and which will need much help both as regards services and financial contributions.

News of the Church
. . . . from everywhere

* On July 7 Blessed Mother Francesca Cabrini will be canonized as America's first saint. Many miracles have been attributed to the intercession of Mother Cabrini, foundress of the Sacred Heart missions in the U.S.A. She was born in Italy but spent most of her life on this continent where she died at Chicago in 1917 at the age of 67. Some of our readers will recall the stories of at least two miracles ascribed to her. She had been already beatified in 1938 but it was thought that the canonization had been postponed due to the war. On July 7, the Holy Father will officially declare her as a saint.

* It was announced recently that Clemens August Cardinal Count von Gallen died at his home in Muenster, Germany, after undergoing an operation. It will be recalled that Cardinal Von Gallen was one of the strongest opponents of Naziism within Germany not only before the war but also during the conflict. The Cardinal's death came shortly after his return to Germany after his elevation and followed that of Cardinal Glennon of St. Louis, Mo. This now reduces the number of living Cardinals to sixty-seven.

* Most Rev. John C. Cody, Bishop of Victoria, B.C., has been named Coadjutor Bishop of London, Ontario. He has also the right of succession to the Most Rev. John C. Thomas, the present Bishop of London.

* That the Church in Poland is undergoing a vigorous persecution is clearly indicated in the joint pastoral letter issued by the Polish Bishops. "Poland is standing at the crossroads of history.... It seems that the nearest future will decide whether Poland will remain a Catholic country. We do not intend to tell the world that Catholicism in Poland is doomed because we are convinced that neither in Poland nor in other European countries can Christianity be destroyed. We wish, however, to tell the truth and to warn you of dangers connected with the present situation."

The pastoral letter then goes on to state that the danger comes from the advocates of pure materialism and materialistic philosophy. To fight this and to counteract what harm has already been done, the Bishops ask that Catholics teach and practice Christ's law of love.

Scent of Remembrance

ANN locked her desk, dropped thte key ring in her bag, and went into the washroom. The broken, meaningless chatter of the other office girls rose and fell around her abstraction. As she took her suit coat and hat from the locker, she thought, seeing the typed name pasted inside the door, Ann Driscoll, it will be Ann Bronsen by the time I come back Monday morning.

The girls wouldn't like it at first, but later their incurable romanticism would find it exciting when they found that she had managed to deceive them into thinking this leave of absence from Wednesday night to Monday morning was a visit to her sister's home in the Berkshires. Why she was doing it this way she could not explain, any more than she could explain the dreariness that had enveloped her all day. Surely on the eve of her wedding day a girl should be thrilled, happy, almost exalted.

Saying goodnight, capping gibes about coming in sober on Monday after her week end binge, she escaped. Maybe it's the weather, she thought, stepping out of doors where the air hung motionless and too sultry for June, the late afternoon sun dulled by a smoky haze. Across the thronged sidewalk Carl stood watching the entrance.

"Is it really this warm," he said as he joined her, "or are the flames of my love for thee heating up the joint?"

His brown eyes in the broad, pleasant face twinkled down at her, but she was in no mood for pleasantries.

"New .England weather..." She shrugged "Boston weather in particular. Probably it'll be raw as March by tomorrow."

They crossed Washington street and turned down Winter. Everyone looked tired, warm, and a little harried. A glimpse in a store window told her she looked the same. Tendrils of light fine hair curled up from her wide forehead, no wrinkle marred her coral suit, but on either side of her carefully lipsticked mouth were shadows, and a line showed faintly between her gray eyes. Carl, as usual, was five feet eleven of groomed health and exuberance. This irritated her.

"Where are we going?" she asked.

"I thought that little place on Tremont street where they have that good lobster salad and iced coffee."

She made no reply. She wasn't hungry; she wasn't, she realized, anything except cross and tired. "What I need," she said suddenly, "is a drink."

Carl gave her a quick glance. "Which you shall have."

After the Manhattan she felt better, a little hungry. Her depression lightened somewhat. Still she didn't care to talk, and Carl, sensing this, sat back idly viewing the other patrons. He was a darling, she thought, so free of complications, and yet sensitive to the moods of others.

She remembered the first time they met—at a party at Arline's to celebrate some occasion, she'd forgotten what, and how they'd liked one another at once. Almost immediately they plunged into a long serious conversation that excluded everyone and everything, so that by the time Arline had broken it up they'd gathered an amazing fund of mutual information.

He was the product of a divorced home, a six-months-here, six-months-there arrangement. After law school he'd gone on his own. His mother had married again, his father was dead. Her own history was a story of a little girl brought up by an indulgent grandmother to believe the earth was created solely for Ann Driscoll. After her grandmother's death she had gone to live with her oldest sister, who was married and had children. Ann found then that she hadn't an inherited right to the good things of life, and after a series of petty spats, she too, went on her own. In making adjustments to a new and indifferent world she cast off many of the notions she'd had, among them religion.

EMILY WALSH

"June Brides?" - - - Men get married too

Mr. John Jones, son of Mr. and Mrs. Samuel Jones, of Pleasantville, became the bridegroom of Miss Elizabeth Smith at high noon today. The ceremony took place at the Church on the corner. Mr. Jones was attended by Mr. Brown as groomsman. As the groom approached the altar he was the cynosure of all eyes; blushing prettily, he replied to the questions of the clergyman in low tones, but firmly.



He was charmingly clad in a three-piece suit, consisting of a coat, vest and pants. The coat of dark worsted material, was draped about his shoulders and tastefully gathered under the arms. A pretty story was current among the wedding guests that the coat was the same worn by his father and grandfather on their wedding days. Mr. Jones does not deny the truth of this sentimental touch. The vest was sleeveless and met in front. It was gracefully fashioned with pockets, and at the back held together with a strap and buckle. Conspicuous at the front of the vest was the groom's favorite piece of jewellery, a fraternity pin, and from the upper left-hand pocket was suspended a large Ingersoll watch, the bride's gift to the groom, which flashed and gave the needed touch of brilliance to a costume in perfect taste and harmony.

The groom's pants were of dark worsted material and were suspended from the waist, falling in straight lines to the floor. The severe simplicity of the garment was relieved by the right pantalet which was caught up about four inches by a Boston garter worn underneath, revealing just the artistic glimpse of brown shoes laced with strings of the same colour. The effect was rather chic.

Beneath the vest, the groom wore blue braces attached fore and aft to the pants, and passing in a graceful curve over each shoulder. This charming and useful part of the costume would have passed unnoticed had not the groom muffed the ring when the groomsman passed it to him. When he stooped to recover the errant circlet the delicate blue of the braces was prettily revealed.

His neck was encircled by a collar characterized by the delicate pearl tint of old celluloid, and around the collar a tie or cravat was loosely knotted, exposing a collar button of bright metal. The cravat extended up and under the left ear with that studied carelessness which makes for supreme artistry in dress.

Mr. Brown's costume was essentially like the groom's, and as the two stood at the altar a hush of admiration enveloped the congregation at the complete and wonderful harmony of their raiment. Actually, you could hardly have told one from the other had it not been for the patch of adhesive worn by the groom over the nick in his chin made by a safety razor.

Neither Mr. Jones nor Mr. Brown wore a hat at the ceremony.

As Miss E. Smith led the groom from the nuptials it was noted that she wore the conventional veil and orange blossoms.

It was a funny thing, but she'd known Carl a long time before she discovered that he, too, had been reared in the Catholic faith. It was his father who had been the Catholic, his mother, as Carl said a "Nothing." She had submitted cheerfully enough to Carl's father taking over his religious education. That was her trouble: she submitted cheerfully to anything and anyone who came along. When Carl's father could stand it no longer he asked her to obtain a divorce. She was cheerful about that too. Some legalistic tangle resulted in Carl's being allowed to live six months of the year with his mother. Free from inhibiting influences, it was easy to drift away from religious practices; easier to sleep till noon on Sunday than to get up for Mass; easier to eat ham sandwiches on Friday than to embarrass the hostess. They both agreed, without talking much about it, that religion, and in particular, Catholicism, was narrow, restrictive, and slightly pompous.

Carl was looking at her now with a comically lugubrious expression.

"Never," he pronounced, "have I seen a more radiant bride-to-be. You positively glow. Another

of these dazzling smiles and I'll burst into tears. Incidentally, the salad's been here for ten minutes."

She had to laugh at him. "I'm sorry. Perhaps if I had another cocktail?"

She ate her salad, and then drank the cocktail, which performance Carl said was the most disgusting performance he'd ever seen. The artificial stimulus heightened her color and brightened her eyes.

"Maybe," she said, feeling gay, "we'd better make a big night of it."

Carl shook his head. "Not I. How would we look standing before the city clerk with hangovers?"

"The bride," she offered, "was fetching in a blue suit and matching ice bag."

While they giggled at the picture a girl approached with a tray of flowers.

"What'll you have?" Carl asked.

"You choose," she said.

He hesitated over the colorful heap and then picked up a small green and white spray. When the girl had gone he leaned across the table and pinned it to her left shoulder. "Somehow," he said awkwardly, but with simple tenderness, "they make me think of you."

She bent her head to the tiny white bells and thick glossy leaves of lily-of-the-valley. At the sweet, haunting fragrance, the cool, fresh, lovely odor, her heart constricted with unbearable pain. Abruptly the liquor died in her, and a most inexplicable unhappiness descended like a gray cloud. She wanted to put her head down on the table and howl.

Frightened, she sought Carl's eyes. "I'd like to go home, Carl. Do you mind?"

They took a taxi to the South End where she had her apartment. Carl looked bewildered.

At the door he said, "What is it, Ann? Do you want to call it off? Don't you want to marry me?"

Close to tears, angry with herself and her barometrical emotions, she said wearily. "Of course not. It's just — oh, maybe all girls get like this the day before the wedding. I'll be all right in the morning. See you at nine-thirty in front of city hall."

She tried to smile. His kiss was hurt and worried.

They had decided to make this marriage ceremony as casual as possible. Indeed they might have dispensed with it altogether, since they felt in their new freedom and tolerance that it was a meaningless form. But there were other things to consider; laws had not yet caught up with thought.

Her apartment was warm and close. As she opened a window to the early dusk Ann caught again the overpowering scent of the spray pinned to her coat. And again the pain of an unknown sadness clutched her. With an impatient gesture she pulled it from the cloth and cast it down into the gloom.

Without enthusiasm she set about packing a bag. After the ceremony they would eat a kind of wedding breakfast, and then leave for the White Mountains, returning in time to go to work Monday morning. A practical, regulated honeymoon.

She glanced about the small, neat apartment. It meant nothing to her to leave it; it meant nothing to her to share Carl's more elegant quarters in the Back Bay. It meant — a sick feeling came over her — nothing meant anything!

Quickly she bathed and got into bed to lie awake going over the last three years of her life. When had anything had more than momentary significance? It seemed to be a series of, "What are we going to do tonight?... Let's do something this week end." Always the necessity for filling time with activities which were actually substitutes for definite action. On the rare occasions when the crowd had taken time for discussion they had merely chased formless theories in circles, without bagging a single, concrete idea. Worn out at last, she fell asleep.

In the morning she felt heavy and lifeless. As she dressed in the new blue suit and made last-minute preparations, a nervousness grew inside her. This is more like it, she thought wryly: the reluctant bride. When she found she was ready, and that it was still only eight-thirty, she decided to walk part way before hailing a cab.

Her prediction of raw March weather had not come true. It was a beautiful June morning, cooler, with a bright sun. Children were out on their way to school, adults hurrying to work. As she turned into Washington street there were suddenly crowds of people, and looking ahead she saw that they converged on the Cathedral. Now she noticed there were numbers of children dressed in white: little girls with filmy veils floating from their heads, little boys in starched suits. It must be — of course! First Communion.

Amused, she watched them. Some chattered excitedly, some were pale with nervous apprehension, some assumed an indifferent air. Two boys with fresh, belligerent faces sparred in and out of the gutter, endangering the immaculateness of their attire. But nearly all of them clung tightly to the hand of a parent or a fussily important older sister.

They were in front of the Cathedral now, and



—Laocoon.

AMUSING

"Matrimony," said Eddie Cantor, "is not a word, but a sentence." Somebody adds that it's a long sentence, with many words in it.

—:—

A debtor sued in Kerry replied that the lender knew at the time it was a "Kathleen Mavourneen loan"—it may be for years and it may be forever.

—:—

Two pints make one cavort.

—:—

Bridge players learn to take it on the shin.

—:—

And then there are the early to bid, early to raise bridge players.

—:—

Have you heard about the expectant father who, after hours spent in pacing the maternal-ward corridor, exclaimed: "Thank God, it's a girl. I'd never want a son of mine to go through what I have today!"

---

mothers and children stood in little groups on the steps. One little girl broke from her mother, dashed across, shouting, "Lookit, Irene, lookit my dress!"

She stumbled. Instinctively Ann reached, and caught her just short of disaster. In the wild clutch Ann's face pressed down on top of the child's head, pressed tight into a wreath of tiny, fresh, fragrant bells, lily-of-the-valley.

The same constriction, like a hand squeezing the blood from her heart, seized her. She released the child, not hearing the mother's gasping thanks, not seeing the curious eyes on her.

She moved slowly along, and she was back in her grandmother's house, standing while her grandmother with loving fingers pinned the sprays of lily-of-the-valley to her veil. And then she was walking with the others, two by two, down the aisle, head reverently bent to the tips of her joined fingers. She remembered the airy lightness of the flaring dimity dress, and the way her new stiff slippers rubbed her heels, and how she had been full of a proud, happy, incomprehensible humbleness. After a long time, at a signal, they went again two by two to kneel at the altar and receive the Eucharist, in which she had been slightly disappointed, because being what It was, she'd rather expected a taste like some rare, wonderful candy.

And all the time, around that day, had hung like a perfumed haze, the sweet, penetrating scent of lily-of-the-valley.

Compelled by something outside herself, she wheeled, hurried back, and went up the now deserted steps and into the Cathedral. It was jammed inside. An usher found a pew where she could squeeze in. After she had seated herself she remembered she had forgotten to genuflect. Red flooded her face as she slipped to her knees and made the Sign she had not made in nearly three years. She said a self-conscious Our Father and Hail Mary, and sat up.

An unrealness possessed her: that she, Ann Driscoll, who had renounced such trumpery, should be here, and even falling to her knees and gabbling a meaningless string of words.

The organ began, prefacing the sound of shuffling feet. Necks craned and smiles appeared. In a moment the shuffling grew closer, and there were the children, heads bowed, darting quick, startled side glances, biting pale lips, swaggering slightly in their importance.

The innocence of them! The sweet, lovely innocence of their scrubbed necks, their brushed hair, their scarred knees, and round, clear, wondering eyes. Tears welled up in Ann's eyes and would not stop. She leaned her head on her hands and felt the tears trickle through her fingers. After a long time, when the Mass was well under way, she raised her head. Fixing her eyes on the altar, over the little bobbing heads down front, she tried to remember what it had been like: to be so young, so clean, so full of bright, hopeful expectancy. As they stood for the Gospel her spirit rose too, and she knew the way back.

A peace such as she had not known for a long time blew like a cool wind over her, drying her tears and lifting and lightening her heart until she wanted to sing.

This was it, this was why she had felt so frightened and depressed and uncertain. Why the chance — or was it chance — buying of a spray of flowers in a cafe had brought with it a resuscitation of buried memories, a scent of remembrance. Thoughts and dear, tender recollections, unrelated yet connected, streamed through her mind, molding and strengthening a conviction, and a decision.

At the end of the Mass when the children were about to file out, she escaped. If she watched them she'd cry again. On the steps she stood irresolute. Oh, Carl, she thought, can I make you see?

The children were emerging now, and then the others. Someone behind her said, "Ann." It was Carl.

Not stopping to wonder why he was there, she seized his sleeve and drew him away from the milling throng. The words tumbled out as she felt a necessity to explain the whole thing, examining it on all sides, turning it about, measuring its extent.

"... Don't you see? That depressed mood I was in — it was like a miracle, only it really isn't. It's happening all the time to people everywhere. They don't know what's the matter, and they hear these scare commercials and think it's indigestion or sluggish liver, or they need vitamins, when all the time it's God knocking on the door of their hearts, pleading to be let in." She paused for breath, her eyes shining with her own incoherent eloquence. "But Carl — how did you get here?"

He grinned. "If you'd stopped talking long enough... After I left you I began to feel low enough to chin myself on a curbstone. I thought I'd caught it from you. I got to sleep after a while — about two o'clock. This morning I started out, and in the cab I got to thinking, 'Heck, this is no way to get married, meeting her in front of the city hall — like registering at a stud farm'!" She winced at his brutality, but there was truth in it.

"So I had the driver stop at a florist's. I thought the least we could do was to have a little sentimental ceremony. I bought a big bunch of white roses. I was coming to call for you, and I had," he scratched his ear self-consciously, "a speech all rehearsed for when I gave them to you. When we passed here I saw you just going into the church. I jumped out of the cab... I guess that's where I left the roses.

"Inside I could see you, but I couldn't get near. Then, those kids... There was one, did you see him? Skinny, with hair like spikes, and traces of a black eye; but when he stared up at the altar he looked like one of Raphael's cherubs. I'll never forget it. I got all mixed up in here. I think," he said, unnecessarily in view of his reddened eyes, "I cried."

A warm glow of hope began to burn. She watched him carefully. "So what do we do now?"

He picked up the bag at her feet. "So now we go somewhere and find a cup of coffee, and then we go to see a man in a round collar about getting back on the right track."

THE GARDENER

Constance Edgerton

Man cannot plant a garden
Without a thought of prayer:
For sun and wind and gentle rain,
And God's unceasing care.

Man plants the seeds and then he waits
His faith in God aglow;
That He will send the soft warm rain
To make the garden grow.

No churchman he, and yet he prays
That God will send a shower
To ripen seed and corn and wheat,
And fruitage give from flower.

So often men quite foolishly
Distrust the Lord Who said:
"I send the sun and wind and rain
And furnish you with bread."

it may interest you!

REASON AND FAITH

Man is by nature a philosopher, a thinker, who wants to find out things, and wants to go to the bottom of things. When we look back to our past life, we see how true this is. Since the days of our childhood how often have we asked the questions: What is that? Who made it? Why?

This human faculty that enables us to think and to investigate, and to judge ourselves and all created things as to purpose and value, we call REASON.

Our reason observes that we have in us a voice that tells us what is right, what is wrong; what we must do, what we should not do. Reason observes also, when we follow that mysterious voice, we are happy, if we don't, we become unhappy. The knowledge of this fact convinces our reason that we have a free WILL, that we can and must choose for ourselves whether we want happiness or unhappiness.

Through our daily observations, seeing as we do, that the sun, moon and stars, the day and the night, the four seasons of the year, the plant kingdom, the animal kingdom, the mineral kingdom, that all created things serve us for a certain purpose and according to fixed laws, our reason is forced to see that men are the crown of creation; this observation leads our reason to the conclusion, that we are born for something higher than this world — for if the world serves us, we are not made to serve the world.

Now, our reason longs for more information. It wants to find out who made this world and why we are in it? Reason demands an answer to these questions; it is not satisfied until it has these answers.

Where human reason ends, faith steps in and explains in a simple way all mysterious questions. FAITH says: Men are children of God, made after His own Image and Likeness, with a spirit, a soul, that has understanding and a free will that will never die. As soon as reason hears this explanation, and reflects upon its meaning, it is forced to say yes, that is The Answer; this explanation harmonizes with my reasoning: if I have to decide for myself whether I want happiness or not, there must be a life beyond the grave where those who follow that mysterious voice are rewarded and where those who disobey that mysterious voice are punished, otherwise this voice and my free will would be to no purpose and value, they would be a detriment to me, a contradiction to my reason.

But reason is still not satisfied. It wants to find out who God is, What faith knows about Him and about the life hereafter?

Faith answers these questions in a simple, convincing way. Faith says: The Creator of this world not only reveals His Wisdom and Power and the Love He has for men, in all created things, but He has revealed Himself in many other ways. God actually spoke to Adam and Eve, to the first man and woman He made. He spoke to Noah, Abraham, Moses and to others. Indirectly He spoke to men, whom we call prophets; He inspired them to say or to write things that gave men further information in regard to their supernatural life. And, in order that all men and all generations would learn about His Revelations, God saw to it, that His Revelations were put down in black and white, and made up into a book. This book is called The Bible or the Word of God. Faith says to reason — here is the book, read it and find out for yourself the whole history of humanity — how God made this world — how He made the first man and woman — Why He made them and what men must do in order to reach their final destination to become united with God in eternal happiness.

Reason reads the Bible and comes to the conclusion — since God made men to love Him and to be loved by Him, and to become happy with Him forever in heaven, God had to give them reason, conscience, and free will. Reason, that they can find God; conscience, that they know what is right and what is wrong, and a free will, that they can love God and by doing so, earn for themselves the glories of heaven.

Rev. J. H. Golden.

———o———

General's Pride

By profession I am a soldier and take pride in that fact, but I am prouder, infinitely prouder, to be a father. A soldier destroys in order to build; the father only builds, never destroys. The one has the potentialities of death; the other embodies creation and life. And, while the hordes of death are mighty, the battalions of life are mightier still. It is my hope that my son, when I am gone, will remember me not from the battle but in the home repeating with him our simple daily prayer, "Our Father who art in heaven."

—Gen. MacArthur, quoted in the "Catholic Virginian" (Jan. '43)



Medical Corner

Contributed by
J. H. SCHROPP, M.D., C.M., L.M.C.C.

DEAR READER: — Here I am again and "with Diabetes" as I promised you. While, however, thinking (we all think once in a blue moon) about this disease, if I can call it that, a glaring reality struck me with a bang.

Do you know that about 20%, the specialists say 23.2%, of the population of the States suffer from this dread disease? These statistics can be applied to our own Canada. I have 68 cases under my care alone. I wish someone could tell me what causes Diabetes. I don't know, in fact, nobody knows. We know the symptoms and the method of treatment, but the cause is just as much a riddle as it was in the time of Solomon. We know that the trouble lies in the pancreas, but that is just like knowing that a headache is situated in the head without knowing what puts it there. A headache would not be a headache if situated anywhere else, much as diabetes situated outside of the pancreas may be anything else but diabetes.

But to get to the glaring reality mentioned above. Wouldn't it be swell if someone made a killing, I mean money, from the diabetics in Saskatchewan? The percentage of diabetes is steadily increasing so that enormous amounts of an essential commodity like sugar are going to waste. It is known that a genuine diabetic excretes about one pound of sugar in 24 hours. It is simply thrown away, pounds and pounds of the precious stuff, — thrown away in places where not even the birds and bees can get at it, and nobody makes a fuss about it, not even our present Government. Nearly 180,000 people in Saskatchewan have diabetes if the percentages are correct, that means 180,000 pounds of wasted sugar, that also means about six and a half million dollars, figured at ten cents a pound. What a waste in these rationed times! Our Government has the money to buy wool and leather factories, gobbles up every blessed bus line without having other buses to replace those that it forced to move out, and not one member of Cabinet thinks of sugar. Oh, no! Has anyone of my readers ever seen or worn a pair of shoes made by the Saskatchewan Government, have you ever so much as gotten your hands on a pair of woolen underwear? I doubt if you ever will. And yet, our diabetics would gladly send barrelfuls of highly refined sugared urine to Regina, if only the Government would think of a sugar-refinery. The Government could issue Insulin as paychecks. High freight rates on sugar would disappear over night, sugar cane and beet would no longer be necessary. Good heavens! we could actually wallow in the honeyed goo that every diabetic would gladly send to a refinery. I should really submit this idea to our Government, but on second thought it might be best to confine it to my readers, where it will do the most good.

Quite a disease, this diabetes! But thanks to Insulin, it is no longer feared as it used to be. Years ago, before the discovery of insulin, people used to die like flies, in fact, flies would swarm around a diabetic in flocks. And years before that the poor doctor was obliged to taste the urine, a test for diabetes, or if he was more refined, he would stand it in a dish and watch if flies and bees would devour it. We don't do this anymore. The tests for diabetes have become more scientific and less repulsive.

Heredity seems to play an important part in the transmission of the disease. Fatness plays its role especially with older people. So does age, sex and race. Females have it more than males. Perhaps the males don't eat as much!!! — It is more prevalent after the age of 50, although a child can be born with the disease. The poor Jews seem to have it twice as much as any other race. Some one has to be the goat, but the above statistics include the entire world.

The disease is diagnosed from the presence of sugar in the urine. But this alone does not prove the presence of the disease since a certain type of kidney condition will also show sugar. If you have diabetes you need not become alarmed. It is not contagious or infectious. You have just as much chance for a long life as your neighbour without the ailment. And don't think

The Question Box

Only signed letters will be answered

I have read that persons who procure abortion, the mother not excepted, automatically incur excommunication reserved to the bishop. If one confess co-operation in such a deed and the confessor does not say anything about excommunication, may such a person go to Holy Communion?

If the party concerned has confessed the deed, he or she should accept the confessor's judgment. The priest will ask some questions to make certain that excommunication has been incurred, for certain conditions must have been present at the time of the act before excommunication can enter, among them being knowledge of the penalty. Thus, if the confessor said no more about it, he must have judged that for one reason or another the penalty of excommunication was not incurred and that therefore the party may receive Holy Communion. This does not however necessarily mean that there was no mortal sin committed.

Will you please explain what is meant by "special intentions." If I pray for the special intention of someone, and have perhaps their health in mind, will that be the answer to my prayer or novena, even though I don't specify "health"? Or will the Lord answer the prayer if worthy by granting to that person the thing or things most needed?

If someone asks you to pray that he or she might be restored to health, then health for this party is the intention of your prayer. If that same party asks you to pray for a "special intention" without telling you whether it is health or something else, then you are praying for that person's private intention without knowing what that desired favor might be. At times people desire a favor from God but do not wish that favor known by others. In that case they ask you to pray for a "special intention" of theirs. God will answer as He sees fit.

---

because you like sugar in your coffee that you will get diabetes. Nothing is farther from the truth. You certainly will, however, if you constantly overload your system with food or sugar and fats over a number of years. There is also the question of age, sex, race and heredity to consider in your chances for diabetes.

How can you tell whether or not you have it? Well, you will usually begin to lose weight. I say usually, since there are numerous other diseases accompanied by weight loss. As diabetes progresses you will drink copious fluids and consequently pass enormous amounts of urine. Your mouth will become dry. Your skin may heal slowly. You may be covered with boils. When this happens you have diabetes, and only Insulin will do you any good. I have heard of a number of quacks who claim they can cure it by massage and by an extra-special elixir that they concoct, but these fellows are far behind the times and still living under the influence of the Old Testament.

I already mentioned the treatment, namely Insulin. A mild type of diabetes may be kept under control by the proper diet. Until recently the specialists used to weigh out every particle of food they allowed a patient to eat. Personally, I feel that a well balanced diet is the ideal, rather than the barest essentials. The investigators also recently came to the conclusion that vitamins A, B, and C are necessary. Of course they are! Restricted diets lead to various complications, worse perhaps than diabetes itself. It is best to give the diabetic sufficient food to carry on his particular line of occupation. You can't to a day's work on the little food weighed out by the specialists. They make a diabetic more sick than before, since even a diabetic has to live. Starvation doesn't do anybody any good. I know that the specialists would not like to see me write this, but my patients are all doing very nicely on nearly a full diet. I increase the Insulin as needed. These results are much more gratifying. There are very few complications.

All in all, diabetes, unless it can be controlled by diet, is a serious ailment. It means that the patient has to watch his urine like a hawk, because only by doing this can he regulate himself. It is not necessary to run to the doctor daily with a bottle of urine, — the patients like beer-bottles best for this purpose, — since they can easily test their urine at home and very accurately at that. You will need advice from your doctor how to test it and how to evaluate the test. If you need Insulin it will mean poking your skin daily with needles, perhaps only once if you use the latest protamine-zinc insulin. Consequently it matters little if you give yourselves a little or a larger quantity of Insulin and not a diet. Leave the diets to those who like to experiment. If you are the bread-winner of the family you can't earn the daily bread in a factory or on the farm on a few ounces of food. Of course, we must not forget that common-sense is necessary.

So long!

Have you heard these?

"Poor old Jordan tried to borrow five dollars from me today," the well-to-do husband confessed.

"I hope that you were sympathetic," said his wife.

"Yes. I was touched."

* * *

"Pardon me, ma'am," said the young man to the fat woman who was jostling him in the subway, "my rib—is it crushing your elbow?"

* * *

"Say, Mom, was baby sent down from heaven?"

"Yes, Son."

"I guess they like to have things quiet up there, huh?"

* * *

"That dress is too tight for you. Why it's skin-tight."

"It's tighter than my skin."

"How could anything be tighter than your skin?"

"I can sit down in my skin—but I can't sit down in this dress."

* * *

"Allow me to present my wife to you."

"Thanks, but I already have one."

* * *

Judge: "What's the charge against this man, officer?"

Officer: "Vagrancy, your honor; he was loafing around the street corner all afternoon."

Judge: "Ah — impersonating an officer; thirty days in jail."

* * *

George: "What do you think would go best with my red, green and purple socks which I received at Christmas?"

His Pal: "Hip boots!"

Doctor (complacently): "You cough more easily this morning."

Patient (querulously): "I should. I've been practicing all night."

* * *

G.I.'s working in China found themselves billeted with a Chinese who was very helpful, served them, did everything. He cooked, he cleaned, he did their laundry. Then they got bored and began to play tricks on him.

They nailed his shoes to the floor. They filled his hat with flour. But one of their number protested, and they decided to apologize to him.

"No more tricks," they told him.

"No more nailee shoes to the floor?" he questioned.

"No."

"No more puttee flour in hat?"

"No."

He smiled, "Okay," he said, "no more Charlie spit in coffee."

* * *

Teacher: "How is it that you haven't made progress? At your age I could read better."

Pupil: "Probably you had a better teacher."

* * *

A young Sunday School teacher was giving a talk on thankfulness for the blessings received each day, and how we ought to return thanks before and after each meal. To illustrate, she turned to Johnny and asked:

"Johnny, what is the first thing your father says on coming to the table?"

Johnny: "He says, 'Go slow on the butter, kids! I don't know where the next pound is coming from'."

It's a great kindness to trust people with a secret. They feel so important while telling it.

The Student's Burse . . .

Previously Acknowledged	$1,812.10
Mrs. Francis Jarmin, Leipzig, Sask.	2.00
A Friend from Regina	3.00
Total to date	$1,817.10

Please send your contributions to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.

Renew your subscription promptly. When moving send in both old and new addresses.



An Appropriate and Pleasing

PRESENT or GIFT

for a

BIRTHDAY, WEDDING or FEASTDAY

for a Relative or Friend is a year's Subscription to

THE MARIENBOTE

Please send The Marienbote for one year to:

Name ....

Address ....

Enclosed you will find $2.00—also please mail a gift letter stating that the magazine is being sent with the compliments and best wishes of:

Name ....

Address ....